

5 Alltag in Zentralasien

5.1 Wege nach Zentralasien

In den zentralasiatischen Sowjetrepubliken Usbekistan, Kasachstan, Tadschikistan, Kirgistan und Turkmenistan sowie in den angrenzenden südlichen Regionen Russlands konzentrierte sich nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion die Mehrheit der polnischen Juden in der Sowjetunion. Nach Angaben der polnischen Botschaft in Kujbyšev gelangten nach dem 22. Juni 1941 mindestens 100.000 polnische Juden als Evakuierte oder Freigelassene in den Süden der UdSSR, wo sie mehrheitlich bis zu ihrer staatlich organisierten Rückkehr nach Polen im Jahr 1946 blieben.

Im sowjetischen Zentralasien trafen demnach zwei Gruppen polnischer Juden aufeinander – Evakuierte und Freigelassene –, die sehr unterschiedliche Erfahrungen mit der sowjetischen Lebensrealität gemacht hatten. Die polnischen Juden unter den Evakuierten setzten sich überwiegend aus ehemaligen Bewohnern der Kresy zusammen, die im November 1939 die sowjetische Staatsbürgerschaft erhalten hatten und in der Regel über keinerlei Verfolgungserfahrung durch den NKWD verfügten. Die Mehrheit von ihnen hatte sich mit dem sowjetischen Regime arrangiert und gelernt, sich innerhalb des Systems zu bewegen. Sie sprachen Russisch, hatten das System des permanenten Mangels und der Vetternwirtschaft internalisiert und waren mit den Grenzen der öffentlichen Meinungsäußerung in der Sowjetunion vertraut. Die Mehrheit der aus Sondersiedlungen und Lagern entlassenen polnischen Juden befand sich dagegen in einem schlechten körperlichen Zustand. Sie hatten mehr als zwölf Monate in Lagern und unter schwierigen Lebensbedingungen verbracht. Sie hatten harte körperliche Arbeit verrichten müssen, für die sie im Gegenzug Lebensmittel in nur unzureichendem Maße erhielten. Geschwächt, aber erleichtert angesichts der unerwarteten Amnestie, traten die Freigelassenen den langen Weg nach Süden an. Sie waren im Unterschied zu den meisten Evakuierten (dazu zählen auch die im Zuge der Evakuierung eigenständig Geflüchteten) schlechter mit der sowjetischen Realität außerhalb der Lager vertraut. Schließlich waren die meisten von ihnen zwischen Herbst 1939 und Juni 1940 aus den annektierten Gebieten in die Sondersiedlungen deportiert worden, wo sie in der Gesellschaft anderer Polen und Juden lebten. Viele der beschriebenen Erfahrungsunterschiede lösten sich im Verlauf des Aufenthaltes im zentralasiatischen Kriegsexil auf, doch sie erwiesen sich in den ersten Wochen und Monaten in der neuen, temporären Heimat zuweilen als entscheidend für das weitere Schicksal. Die zentralasiatischen Sowjetrepubliken als Ort des Kriegsexils zu wählen, erschien Zeitgenossen aus vielen Gründen

sinnvoll, wobei Mythen und unzutreffende Vorstellungen vom Leben im Süden das Handeln beeinflussten. Aus Sicht der aus den annektierten Gebieten stammenden polnisch-jüdischen Evakuierten stellte sich die Frage nach dem gewünschten Zufluchtsort nur in geringerem Maße, da den Evakuierten in der Regel ein Wohnort zugewiesen wurde. Zwar siedelten einige eigenmächtig in andere Gegenden um, doch die an Status und staatlichen Genehmigung gebundene Zuteilung von Arbeit, Wohnort und Nahrung ließ die Kollaboration mit den offiziellen Stellen als erstrebenswert erscheinen. Bei fehlender Kooperation drohte stets ein Dasein ohne staatliche Unterstützung.¹ Im Falle der eigenständigen Migration freigelassener polnischer Juden nach Süden lassen sich drei maßgebliche Motive bei der Ortswahl identifizieren. In der Realität überschnitten diese einander häufig und sind daher eher als ein Spektrum an Faktoren bei der Entscheidungsfindung zu verstehen.² Erstens die Suche nach besseren Lebensbedingungen, zweitens die Suche nach Familienangehörigen und drittens der Zufall.³

Vor allem die von der Amnestie betroffenen ehemaligen Lagerhäftlinge und Sondersiedler hofften, den extremen klimatischen Bedingungen des russischen Nordens und dem Hunger durch eine Umsiedlung in den Süden zu entkommen. Diese Entscheidung basierte in den meisten Fällen nicht auf vorhandenen Informationen, sondern in einem hohen Maße auf verbreiteten Gerüchten und vagen, in die Vorkriegszeit zurückreichenden Vorstellungen vom Leben in Zentralasien. In der Regel wurde das Leben dort als leichter angesehen. Vielen ehemaligen Gefangenen war zudem wichtig, weit entfernt von den ehemaligen Haftstätten zu leben. Nicht zuletzt erhofften sich einige, dass die Grenzlage Zentralasiens eine Flucht aus der Sowjetunion über den Iran oder Afghanistan in Richtung Palästina ermöglichen könnte.⁴ Zum herausragenden Zufluchtsort sowjetischer und polnisch-jüdischer Kriegsexilanten, aber auch zum Symbol der

1 Auch die registrierten Evakuierten verfügten nur über einen prekären Status. Ihre kriegsbedingte räumliche Entwurzelung machte sie anfällig für Verdächtigungen verschiedener sozialer Vergehen. Manley, *Tashkent Station*, S. 152.

2 In der Realität kam es selbstverständlich zu Überschneidungen mehrerer Motive. Die hier vorgenommene Trennung ist analytischer Natur.

3 Der ebenfalls weit verbreitete Wunsch auf Aufnahme in die entstehende polnische Armee wird in Kapitel 6 ausführlicher thematisiert und deshalb an dieser Stelle ausgeklammert.

4 YIVO, Gliksman, *Jewish Exiles*, Teil 3, S. 8. Die Nähe zur Grenze war auch der Grund, warum Yitskhok Perlov die turkmenische Hauptstadt Ashkhabad, 30 Kilometer entfernt von der iranisch-sowjetischen Grenze, wählte. Perlov, *Adventures*, S. 89.

Hoffnung auf ein besseres Leben, wurde die usbekische Hauptstadt Taschkent.⁵ Zehntausende Evakuierte und Flüchtlinge erreichten Taschkent in zwei Wellen zunächst infolge des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion und dann – ein Jahr später – im Sommer 1942. Etwa die Hälfte aller Neusiedler gelangte auf eigenständigem Weg in die Stadt, was die Stadtverwaltung mit der Einführung einer restriktiven Zuwanderungskontrolle zu verhindern suchte. Auf die Anziehungskraft Taschkents als ein mythisches „land of plenty and a place of refuge, untouched by the ravages of war“⁶ wirkten sich solche administrativen Maßnahmen jedoch nur in geringem Maße aus. Der polnisch-jüdische Schriftsteller Aleksander Wat erklärt den massenhaften Zustrom nach Süden und insbesondere in die usbekische Hauptstadt Taschkent mit der Wirkung des Romans *Taschkent – Die brotreiche Stadt* des sowjetischen Schriftstellers Aleksandr Neverov aus dem Jahr 1925.

Everyone wanted to go south. Where? Everyone wanted to go to Tashkent. Why Tashkent? Because Tashkent was a ‚city of bread‘. That’s the power of a title: *Tashkent, City of Bread*. Magic words. The book had been published in Russia, but it had been translated into Polish. The Poles didn’t know about it, but all the Jews, even the ones who didn’t read, had heard about it from others.⁷

Und tatsächlich finden sich in den Selbstzeugnissen zahlreiche Belege für die Wirkmächtigkeit dieser idealisierten Vorstellung Taschkents. Für die letztendliche Entscheidung zur Siedlung nach Taschkent spielte deren Wahrheitsgehalt kaum eine Rolle. Wesentlich war vielmehr, dass das geflügelte Wort *Stadt des Brotes* Taschkent als einen möglichen Zielort in einer den polnischen Juden weitgehend unbekannten zentralasiatischen Region identifizierte.⁸ In seiner

5 Ähnlich verhält es sich mit den Städten Fergana, Buchara und Samarkand. Die Familie von Larry Wenig entschied sich nach ihrer Freilassung aus dem Lager für Fergana, einer Stadt in einer fruchtbaren Region, bekannt für Obst, Seide und Baumwolle. Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 187.

6 Laut Rebecca Manley habe die Vergangenheit Taschkents als Aufnahmeort für Flüchtlinge im Ersten Weltkrieg, im Bürgerkrieg und während der Hungerperiode zu Beginn der 1920er Jahre insbesondere für sowjetische Evakuierte eine entscheidende Rolle bei der Wahl der Stadt als Zufluchtsort gespielt. Manley, *Tashkent Station*, S. 142.

7 Wat, *My Century*, S. 310–311. Neverovs Roman erschien unter dem Titel Ташкент – город хлебный (dt. Taschkent – Stadt des Brotes) 1923 in der Sowjetunion. 1925 wurde der Roman zu einem Kinderbuch umgeschrieben und ins Polnische, Jiddische und Hebräische übersetzt. Manley, *Tashkent Station*, S. 141–142.

8 Die große Fruchtbarkeit des Fergana-Tals erfüllt eine ähnliche Funktion in vielen Berichten: So schreibt Shlomo Leser, dass er mit einer Gruppe freigelassener Polen und Juden im Oktober 1941 von Čeljabinsk nach Süden fuhr. Ihre Gruppe bestand aus 15 jüdischen und polnischen Familien der Intelligenzija. Ihr Plan sei gewesen, nach Süden in das *Land der Früchte*, gemeint ist Usbe-

Kurzgeschichte *Die Brotstadt* aus dem Jahr 1949 beschreibt der jiddische Schriftsteller Meylekh Tshemny den verzweifelten Versuch jüdischer Flüchtlinge, einen Weg nach Taschkent zu finden.⁹ In der Kurzgeschichte wartet eine Gruppe jüdischer Flüchtlinge am Bahnhof von Jangijul, eine halbe Stunde Zugfahrt von Taschkent entfernt. Obwohl sie ihrem ersehnten Ziel bereits sehr nah sind, schreibt Tshemny,

zermarterten die Juden, die da auf aufgeplatzten Federbetten vor dem Bahnhof lagen, ihren Verstand, dachten tagelang darüber nach, wie sich diese Brot-Stadt wohl erreichen ließe, wie sie ihre ausgemergelten Körper, ihre schwachen Knochen dorthin bringen könnten, in die große Stadt, die man Taschkent nennt. Ein Traum, der ihre Phantasie schon wochenlang fesselte, seit sie in der ukrainischen Steppe gewesen waren. Und diesen Traum träumten sie pausenlos, endlos.¹⁰

Der Mythos Taschkents zeigt sich auch in Zeugnissen derjenigen, die die Stadt nach wochenlanger Zugreise tatsächlich betreten konnten. So erinnert sich Kazimierz Zybert an den Moment, in dem er nach der Freilassung aus dem sibirischen Arbeitslager gemeinsam mit Vater und Schwester das ersehnte Ziel erreichte. Auch er verweist auf Neverovs berühmten Roman: „Taschkent begrüßte uns mit Brot so hell wie die Sonne.“¹¹ In vielen Fällen vermischten sich Fantasien von reichhaltig vorhandenen Nahrungsmitteln mit Vorstellungen über das milde zentralasiatische Klima und der Erwartung, sich fernab der deutsch-sowjetischen Front in relativer Sicherheit zu befinden. Das Zusammenwirken verschiedener Motive lässt sich bei Simon Davidson beobachten, der nach seiner erfolgreichen Evakuierung nach Vjaz'ma mit der Frage konfrontiert war, wohin die Familie angesichts der vorrückenden Wehrmacht fliehen konnte. Als sie am Bahnhof von Vjaz'ma wartend einen Zug in Richtung Taschkent einfahren sahen, habe die Entscheidung festgestanden. Denn Taschkent, so erinnert sich Davidson,

suited our needs perfectly. Tazskent's climate being mild and warm, we would not need winter clothes we didn't have, located deep in the Russian continent where the Germans certainly would not get was ideal so, Tazskent be it.¹²

kistan, zu fahren. Leser, Poems and Sketches, Teil 1, S. 5. Von einer Kettenmigration kann hier nicht gesprochen werden. Mit Ausnahme Kasachstans hatten sich bis dato keine polnischen Juden in der Region aufgehalten. Boćkowski, *Czas nadziei*, S. 227.

⁹ Der jiddische Schriftsteller und Flüchtling, Chaskiel Keytman, veröffentlichte 1948 eine Fortsetzungserzählung mit dem Titel *Tashkent di shtot fun broyt*, eine eindeutige Anspielung an Aleksandr Neverovs Buch.

¹⁰ Zitiert aus Lewinsky u. Lewinsky, Unterbrochenes Gedicht, S. 48.

¹¹ Zybert in: Pragier, *Żydzi czy Polacy*, S. 166.

¹² Davidson, *War Years*, S. 139.

Die Fahrt nach Usbekistan gestaltete sich jedoch schwierig, da Züge kriegsbedingt gestoppt oder umgeleitet werden mussten, sodass die Davidsons erst nach einer sechswöchigen Odyssee am 7. August 1941 ihr Ziel erreichten.¹³ Doch auch am Zielort ihrer Reise war die Situation angesichts einer geschätzten Bevölkerungszunahme von über 25 % beziehungsweise von rund 157.000 Personen allein im Jahr 1941 zunehmend angespannt.¹⁴ Noch zwei Jahre zuvor hatte Taschkent etwa 600.000 Einwohner gezählt, die sich vorrangig aus Usbeken und in der Stadt heimisch gewordenen Russen zusammensetzten.¹⁵ Die schwierigen Lebensbedingungen einer mit dem Zuzug Zehntausender Neuankömmlinge konfrontierten Großstadt sollten sich als immense Herausforderung für das Zusammenleben von Flüchtlingen und einheimischer Bevölkerung erweisen.

Ein weiteres Motiv für die Migration nach Zentralasien war die Suche nach Familienangehörigen. Denn viele polnisch-jüdische Familien waren infolge des deutschen Überfalls auf Polen und der sowjetischen Annexion der Kresy voneinander getrennt worden. Auch die verschiedenen sowjetischen Repressionsmaßnahmen und die freiwillige Arbeitsmigration in andere Teile der Sowjetunion hatten Zehntausende jüdische Familien zerrissen. Infolge von Amnestie und Evakuierung im Sommer und Herbst 1941 erhofften sich viele polnische Juden nun ein Wiedersehen mit ihren durch den Krieg versprengten Angehörigen. Aus einem Mitteilungsblatt der polnischen Botschaft in Kujbyšev erfuhr der im Frühjahr 1942 aus einem Arbeitslager entlassene Victor Zarnowitz, dass seine beiden Tanten nach ihm suchten. Erleichtert, nicht mehr völlig auf sich allein gestellt zu sein, habe er sich umgehend auf den Weg in das kasachische Ili, nahe der Hauptstadt Alma-Ata, gemacht.¹⁶ Er zog vorerst in die dortige kleine Wohnung seiner Tante, wo er sich zum ersten Mal seit Jahren wieder heimisch gefühlt habe:

From the horrors of the camps, and the anonymity of my wanderings, Ili represented a haven and a home. The Soviets were friendly and finding my next meal was no longer a matter that required cunning and forethought. It was all new, easier, and better. I was

13 Davidson, *War Years*, S. 139 – 141. Die Reise ging über Penza, Ruzajenka, Zielony Dol, Richtung Joškar-Ola. In Taschkent nahm man sie am Bahnhof in Empfang, wies ihn eine Unterkunft zu und gewährte der Familie Zugang zum städtischen Badehaus.

14 Stronski, Paul: *Tashkent. Forging a Soviet City, 1930 – 1966*. Pittsburgh 2010. S. 73.

15 Stronski, *Tashkent*, S. 49, 119, 128.

16 Aus einem polnischen Mitteilungsblatt (biuletyn), in dem Suchanzeigen polnischer Flüchtlinge in der Sowjetunion abgedruckt waren, erfuhr er, dass seine beiden Tanten nach ihm suchten. Wie sich herausstellte, hatte der Ehemann seiner Tante eine wichtige Position als Mittler zwischen den sowjetischen Behörden und den polnischen Flüchtlingen in Ili inne. Zarnowitz, *Fleeing the Nazis*, S. 66 – 70.

with people who really knew me and had been genuinely happy to see me. For the first time since the war began, I had a sense of being home.¹⁷

Im Falle von Bernard Ginsburg bestimmte das Wiedersehen einer Bekannten aus der Vorkriegszeit die Wahl des künftigen Wohnorts. Kurz nach seiner Ankunft in Taschkent hauste Ginsburg zunächst gemeinsam mit Tausenden anderen Flüchtlingen unter freiem Himmel auf dem Bahnhofsvorplatz. Zufällig begegnete er auf der Straße einer Bekannten aus Łuck, die ihn einlud, gemeinsam mit ihr im Haus ihrer Schwiegereltern zu leben.¹⁸ Ebenfalls vom Zufall bestimmt war die Entscheidungsfindung im Falle der Familie Katz. Zev Katz schildert in seinen Erinnerungen, dass seine Eltern sich bereits auf dem Weg von Sibirien nach Süden mit anderen Mitreisenden über Vor- und Nachteile bestimmter Städte austauschten. Auf diese Weise erfuhren seine Eltern noch im Zug, dass viele Großstädte bereits den Zuzug beschränkten und Neuankömmlinge stattdessen in Kolchosen unter schlechten Lebensbedingungen untergebracht würden. Letzteres habe seine Familie unbedingt vermeiden wollen. Außerdem waren sie aus Rücksichtnahme auf die Asthmaerkrankung seines Vaters auf der Suche nach einem Ort mit mildem Klima. Auf der langen Zugfahrt hatten Zev Katz und seine Familie viel Positives über Semipalatinsk gehört, der ersten Großstadt auf ihrem Weg von Sibirien nach Zentralasien. Als der Zug am Bahnhof von Semipalatinsk für ein paar Stunden Halt machte, entschied die Familie, sich vorerst in der Stadt niederzulassen. Es habe einiges für diese Wahl gesprochen, so erinnert sich Katz. In Gesprächen mit evakuierten und einheimischen Juden sowie mit einem freigelassenen polnischen Ex-Häftling wurden sie nicht nur einhellig zum Bleiben ermutigt, sondern zudem auch vor einer Weiterfahrt in die heißen Gegenden Zentralasiens gewarnt, wo es Gerüchten zufolge zahlreiche Epidemien geben solle. Entscheidend für die Wahl Semipalatinsks seien jedoch weder das kontinentale Klima, noch die Existenz zahlreicher Fabriken oder etwa die reichen Lebensmittelvorräte gewesen. Letztlich ausschlaggebend, so Katz, sei schließlich die gute Luft gewesen, die dem asthmakranken Vater zugesagt habe.¹⁹

In vielen Fällen konnten die evakuierten und freigelassenen polnischen Juden ihren Siedlungsort allerdings nicht eigenständig wählen. In der Regel wurde ihnen von den Behörden eine Stadt oder eine Kolchose zugewiesen, ohne die betroffenen Personen zuvor in die Auswahl miteinzubeziehen.²⁰ Andere wurden

¹⁷ Zarnowitz, *Fleeing the Nazis*, S. 69–70.

¹⁸ Ginsburg, *Wayfarer*, S. 39.

¹⁹ Katz, *From the Gestapo*, S. 82–83.

²⁰ So etwa im Fall von Bernard Ginsburg, dessen Zufluchtsort von den sowjetischen Behörden ausgewählt wurde. Ginsburg, *Wayfarer*, S. 34–35.

zunächst in Orte evakuiert, die infolge des raschen deutschen Vormarschs plötzlich in der Nähe der Front lagen. Folglich musste die Zivilbevölkerung ein weiteres Mal umgesiedelt werden und gelangte auf diese Weise schließlich nach Zentralasien.²¹ Andere polnische Juden verließen die für sie vorgesehenen Orte, weil dort keine Wohnungen, Arbeit oder ausreichende Lebensmittel vorhanden waren. In seinem Gedicht *Homeless* beschreibt Herman Taube eindringlich die Unsicherheit der freigelassenen jüdischen Flüchtlinge angesichts der verzweifelten Suche nach einem neuen Zuhause:

We were no longer frightened, but disoriented.
Where were we going? To a new strange country?
Our food ration is gone, we have no money.
Where is our final destination? Tashkent does
Not allow us to disembark. Where shall we go?²²

Wie die namenlosen Protagonisten in Taubes Gedicht irrten Tausende polnische Juden von Bahnhof zu Bahnhof in der Hoffnung, dass man ihnen irgendwo Zugang gewähren und eine Unterkunft zuweisen würde.²³

5.2 Konfrontationen mit einer fremden Umgebung

Die Verantwortung für die Ansiedlung der Flüchtlinge lag bei den lokalen, zentralasiatischen Behörden, die jedoch der Versorgung von Flüchtlingen zumeist keine Priorität einräumten.²⁴ Trotz mehrerer Versuche der sowjetischen Behör-

21 Die 1935 geborene Dwora Felhendler erinnert sich in ihrem Bericht für die Zentrale Historische Kommission aus dem Jahr 1948, wie sie nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion mit ihrer Familie die Heimatstadt Sarny (heute Ukraine) verließ. Über mehrere Stationen gelangten sie schließlich nach Usbekistan. YVA, Zeugnis von Dwora Felhendler, Jiddisch, verfasst am 1. Juni 1948 im DP-Lager Leipzig, M 1 E 2045.

22 Taube, Poems, S. 42.

23 Die Familie der 1931 geborenen Pesia Taubenfeld kann durchaus als repräsentativ für tausende Familien auf Wohnungssuche betrachtet werden. Taubenfeld war gemeinsam mit ihren Eltern und ihrem Bruder aus einer Sondersiedlung entlassen worden und zunächst in die usbekische Kleinstadt Kagan gefahren. Als sich herausstellte, dass dort keine Wohnung frei war, zog die Familie zu Fuß weiter ins 10 Kilometer entfernte Buchara, wo sie schließlich eine Unterkunft fanden. YVA, Zeugnis von Taubenfeld. Laut Paul Stronski führte die hohe Zahl von Neuankömmlingen in der Region vielerorts zu einer Unterbringungskatastrophe. So mussten hungernde Neuankömmlinge tage- oder wochenlang in der Umgebung des Bahnhofs campieren ohne zu wissen, wann und wohin es weitergeht. Stronski, Tashkent, S. 128.

24 Kaganovitch, Jewish Refugees, S. 105.

den, die Flüchtlinge in andere Regionen zu lenken beziehungsweise in den nördlichen Regionen der Sowjetunion festzuhalten, nahm der Zuzug polnisch-jüdischer Migranten gen Süden nicht ab.²⁵ Die meisten polnischen Juden, die zwischen Spätsommer 1941 und Frühjahr 1942 aus anderen Teilen der Sowjetunion nach Zentralasien kamen, erreichten ihre Zielorte infolge von Zwangsarbeit, extremen klimatischen Bedingungen und monatelanger Mangelernährung geschwächt. Viele hatten die oft wochenlange Reise mit der Vorstellung angetreten, dass es in Zentralasien Arbeit, ausreichend vorhandene Lebensmittel und Wohnraum für sie gäbe. Sie waren dementsprechend enttäuscht, als sie bei ihrer Ankunft im Süden feststellen mussten, dass ihre Erwartungen nicht erfüllt wurden.²⁶ Zev Katz, der seit September 1941 in der kasachischen Provinzstadt Semipalatinsk gegen Bezahlung Reisegepäck am Bahnhof abholte und transportierte, beschreibt in seinen Erinnerungen, in welchem Zustand die Neuankömmlinge – Flüchtlinge und Evakuierte – bei ihrer Ankunft 1941/42 waren.

After many days and often weeks of travelling in packed carriages, they arrived often in the middle of the night in rain or snow, in a strange city. They frequently had nowhere to go or had a slip of paper with a name and address. They were terrified that they might lose the few possessions, which they brought with them or that these would be taken from them by robbers, who were quite common. In many cases these were women with children or old people without men to protect them.²⁷

Katz' Darstellung der verunsicherten und körperlich geschwächten Neuankömmlinge stimmt mit vielen Selbstzeugnissen polnischer Juden überein, die die zentralasiatischen Großstädte als evakuierte, sowjetische oder freigelassene, polnische Staatsbürger erreichten.²⁸ Trotz anfänglicher Probleme gelang es den meisten polnisch-jüdischen Neuankömmlingen innerhalb weniger Wochen jedoch, sich in den Städten Zentralasiens mit dem Nötigsten zum Überleben zu versorgen. Sie hatten eine Unterkunft gefunden und erste Bekanntschaften mit der einheimischen Bevölkerung geschlossen. Nachdem ein Dach über dem Kopf

25 Kaganovitch, *Jewish Refugees*, S. 103.

26 Litvak, *Jewish refugees*, S. 135.

27 Katz, *From the Gestapo*, S. 87.

28 Der im Herbst 1941 freigelassene Joseph erinnert sich an die beschwerliche Reise nach Süden: „Everyone went to Central Asia, because there in Middle Asia it was warm and there it was very cold. [...] We traveled and traveled and traveled. We spent whole months traveling. We became ill. We died from traveling. We became ill on the way.“ Boder, Interview mit Joseph. Ähnliche Eindrücke von der Situation am Ankunftsort schildern auch Ginsburg, *Wayfarer*, S. 37; und Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 197. Auch YIVO, Gliksman, *Jewish Exiles*, Teil 3, S. 7 bemerkt die Folgeerscheinungen der langen und beschwerlichen Reise für die geschwächten ehemaligen Häftlinge.

gesichert war, begann die Suche nach einer Arbeit, die ihnen Einkommen und Zugang zu Lebensmittelmarken sicherte. Da sich die Umstände in den zentralasiatischen Städten von denen in ländlichen Kolchosen unterschieden, muss auch die nachfolgende Darstellung differenziert betrachtet werden. Das urbane Leben steht hierbei im Gegensatz zu den Realitäten im ländlichen Raum.

Bei der Arbeitssuche in den zentralasiatischen Großstädten waren diejenigen polnischen Juden im Vorteil, die über die sowjetische Staatsbürgerschaft, exzellente Russischkenntnisse und/oder stark nachgefragte berufliche Fähigkeiten verfügten. Besonders begehrt waren Handwerker und Buchhalter. Viele begannen auch, aus Mangel an Alternativen auf dem Schwarzmarkt zu handeln. Die Arbeitssuche wurde auch durch die Tatsache erschwert, dass die meisten Neuankömmlinge über keinerlei Netzwerke in den Aufnahmeorten verfügten. Ohne familiäre oder soziale Beziehungen war es jedoch häufig sehr schwer, eine gut bezahlte Arbeit zu finden. Ohne eine Beschäftigung war wiederum der offizielle Zugang zu Wohnraum, Lebensmitteln und Medizin versperrt.²⁹ Wer dagegen über persönliche Beziehungen zu Einheimischen verfügte beziehungsweise diese aufzubauen vermochte, konnte durchaus innerhalb weniger Tage eine Stelle finden. Der oben erwähnte Bernard Ginsburg hatte am Bahnhof von Taschkent eine Bekannte aus Łuck getroffen, die mit einem Usbeken verheiratet war. Mithilfe ihres Schwiegervaters, der Direktor einer Baumwollfabrik war, erhielt Ginsburg eine Stelle und somit auch die Erlaubnis, sich in Taschkent niederzulassen.³⁰ Dieses Glück blieb Shlomo Leser verwehrt, weshalb er Anfang November 1941 ins kirgisische Osch weiterzog. Da Leser sehr gut Russisch beherrschte, durfte er an einem Lehrgang für Filmvorführer teilnehmen. Nachdem dieser erfolgreich absolviert war, begann Leser, mit einer mobilen Ausrüstung ausgestattet, von Kolchose zu Kolchose zu ziehen, um dort Filme vorzuführen. Bei dieser Arbeit freundete er sich mit einem jungen Usbeken an, der ihm des Öfteren zu kleineren Anstellungen verhalf.³¹ Zurück in Osch, verkaufte Leser nach und nach seine Sammlung ausländischer Briefmarken vor dem Eingang zum Postamt. Dabei lernte er einige gleichaltrige Jungen kennen, deren Eltern verantwortliche Stellung in Ministerien besetzten. Über einen solchen Kontakt erhielt Leser schließlich

²⁹ Stronski, Tashkent, S. 124.

³⁰ Ginsburg, Wayfarer, S. 39.

³¹ Sein Freund erlaubte ihm etwa, einige Eintrittskarten für die Filmvorführungen auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen. Eines Tages stellte sich heraus, dass sein Freund ein NKWD-Offizier war. Zu Lesers Überraschung lächelte dieser nur sagte „I have to live. But you can always count on me, my dear friend.“ Leser, Poems and Sketches, Teil 1, S. 10–11.

Arbeit beim regionalen Landwirtschaftsamt (OblZO).³² Wie wichtig solche informellen Kontakte zur sowjetischen Bevölkerung bei der Arbeitssuche waren, zeigte sich auch in vielen weiteren Fällen, die im weiteren Verlauf der Arbeit betrachtet werden.

Da nur Werktätige Zugang zu Lebensmittelmarken hatten, mussten Arbeitssuchende mitunter auch äußerst gesundheitsschädigende Tätigkeiten aufnehmen. Um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, wechselte Kazimierz Zybert zwischen Winter 1941 und seiner Repatriierung 1946 Dutzende Male seinen Beruf. Einige davon waren so gesundheitsschädigend, dass er mehrere Monate im Krankenhaus verbringen musste. So fand etwa die Arbeit in einer Fabrik zur Herstellung von Kunstdünger ohne Schutzbekleidung statt, wurde dafür aber mit besonders hohen Brot- und Milchrationen entlohnt.³³ Später erhielt Zybert zwar eine weniger gefährliche Beschäftigung als Schlosser in einem Baumwollkombinat, doch die Mangelernährung und insbesondere der Vitaminmangel führten zu Typhusfieber.³⁴ Ähnlich wie Zybert erging es auch anderen Arbeitssuchenden in der Sowjetunion. Sein Status als Fremder und als Flüchtling, der dem Arbeitslager entkommen war, zwang Zybert und viele seiner Schicksalsgenossen jedoch dazu, jede Arbeit ungeachtet möglicher Gesundheitsschäden anzunehmen.

Aus den gesichteten Selbstzeugnissen geht hervor, dass ein großer Teil der polnischen Juden in Zentralasien keine Arbeit fand. Vielen war es beispielsweise aus Krankheitsgründen nicht möglich, eine regelmäßige Tätigkeit auszuüben. Eine strukturelle Benachteiligung erfuhren polnisch-jüdische Flüchtlinge vielerorts vonseiten der staatlichen Behörden, die ihnen nicht den Status von *Evakuierten* zuwiesen, sondern sie als *Deportierte* klassifizierten. Trotz des Amnestiedekretes (August 1941) sahen sich viele Flüchtlinge dem Verdacht ausgesetzt, Kriminelle zu sein. Als Deportierte erhielten sie jedoch keine Aufenthaltsgenehmigung, keine Wohnung und folglich auch keine Arbeit. Ohne staatliche Unterstützung beziehungsweise Anstellung wurden aus vielen ehemaligen Sondersiedlern und

32 Leser, Poems and Sketches, Teil 2, S. 5, 9. In Osch lernte Leser einen verwundeten Soldaten namens Lebedev kennen. Seine Aufgabe war es, das einzige Fahrzeug des OblZO, Landwirtschaftsamt, in Schuss zu halten. L. wurde sein Assistent durch Vermittlung seines Freundes Viktor, der ihm einst seine Briefmarken abgekauft hatte. Durch den Job erhielt L. wieder Zugang zu Lebensmittelkarten und litt keinen Hunger mehr. Einige Zeit später erhielt er eine Anstellung als Agrarwirt in der Obst- und Gemüseabteilung des Landwirtschaftsamtes. Leser, Poems and Sketches, Teil 2, S. 9, 19–20.

33 1.200 Gramm Brot und einen Liter Milch pro Tag. Das war drei Mal so viel wie in anderen Berufen. Zybert in: Pragier, Żydzi czy Polacy, S. 168.

34 Außerdem erkrankte Zybert während seines Aufenthaltes in der Sowjetunion noch an Tuberkulose und Malaria. AW, Lebensbericht von Kazimierz Zybert, ZS 129, S. 2.

Zwangsarbeitern schnell Hilfsbedürftige und Obdachlose.³⁵ Wenngleich die Ursachen für den erschwerten oder gänzlich verschlossenen Zugang zum offiziellen Arbeitsmarkt unterschiedlich waren, war doch der Ausweg aus der Misere in der Regel derselbe: Viele handelten auf dem Schwarzmarkt. Der städtische Basar (russ. *tolčok*) stellte aus Sicht vieler arbeitsloser, polnischer Juden den einzig verbliebenen Weg dar, den Lebensunterhalt zu sichern. Allerdings war der Schwarzmarkthandel offiziell verboten und mit hohen Haftstrafen von bis zu fünf Jahren belegt.³⁶ Dennoch riskierten nicht wenige polnische Juden aus Verzweiflung und Mangel an Alternativen eine Verhaftung und fanden sich sonntäglich zum Markttag auf dem lokalen Basar ein. Dass vielerorts selbst Ehefrauen von Milizionären und anderen Staats- und Parteifunktionären auf dem Basar einkauften, ließ viele fälschlicherweise annehmen, dass ihnen keine große Gefahr drohe.³⁷ Shlomo Leser, der selbst regelmäßig den Basar in Osch besuchte, erklärt den risikoreichen Schwarzmarkthandel, den viele polnische Juden in Zentralasien betrieben, mit der verheerenden Perspektivlosigkeit verarmter und hungriger Menschen. Seiner Ansicht nach sei der Gesetzesbruch als legitimes Mittel zum Überleben betrachtet worden, das sich auf unterschiedliche Art äußerte:

bribery, corruption, prostitution, stealing documents, became a daily occurrence; in towns, at night also Polish refugees got disrobed by robbers, also by those from among themselves, the clothes sold next day on the bazaar.³⁸

Der Basar war auch der Ort, an dem die letzten noch aus Polen mitgebrachten Wertgegenstände gegen Geld oder häufiger gegen Lebensmittel eingetauscht werden konnten. Der aus Białystok nach Zentralasien geflohene jiddische Schriftsteller Yitskhok Perlov beschreibt in einem in Usbekistan verfassten Gedicht den Handel auf dem Basar als notwendiges Übel im alltäglichen Überlebenskampf:

In each city there is a bazaar,
Each Sunday to which we go running.
Without any grieving by far,
I sell now the last of my clothing.
My boots stomp around in Tashkent,

35 Manley, Tashkent Station, S. 193. Gliksman zufolge erhielten Flüchtlinge nur selten Zugang zu Brotkarten (= 400 Gramm pro Tag). YIVO, Gliksman, Jewish Exiles, Teil 3, S. 9.

36 Leser, Poems and Sketches, Teil 2, S. 4.

37 Die Tatsache, dass die Ehefrauen der Milizionäre sonntags auf dem Basar von Osch einkauften, bezeichnete Leser als ein gar nicht so seltenes Paradox im sowjetischen Alltagsleben. Leser, Poems and Sketches, Teil 2, S. 4.

38 Beide Zitate finden sich in: Leser, Shlomo: The Jewish World War II Refugees from Poland in Uzbekistan, Kazachstan and Tajikistan in 1941–1946 – a concise overview. Haifa 2010. S. 3.

My socks pad about in Bukhara.
 In Frunze is where my shirt went,
 While I wrap myself in an aura...
 A wheel, of course, must be greased,
 So that one can handle the wagon;
 My tie a Turkmenian has leased
 To release my stomach from naggin'.³⁹

Die Äußerungen Lesers und Perlovs verweisen stellvertretend für viele andere auf ein zentrales Dilemma, in welchem sich ein großer Teil der nach Zentralasien migrierten polnischen Juden befand. Ihnen fehlten die Ressourcen, um ihr Auskommen und somit ihr Überleben auf legalem Wege sicherzustellen. Wer keinen Zugang zum Arbeitsmarkt erhielt oder in Anbetracht des akuten Mangels an alltäglichen Waren etwas benötigte, das auf legalem Weg nicht verfügbar war, musste Schwarzmarkthandel, Diebstahl und Betrug zumindest in Erwägung ziehen. Larry Wenig schlussfolgerte deshalb, ähnlich wie schon Shlomo Leser, dass das Motto für das Überleben unter diesen Bedingungen „bribe, steal, survive“ gelaute habe.⁴⁰ Einige Tage nach ihrer Ankunft im usbekischen Fergana beschloss Larry Wenigs Vater, sich auf die Arbeitssuche zu begeben. Schnell musste er jedoch enttäuscht feststellen, dass der Lohn für die angebotene Arbeit in den Fabriken nicht ausreichte, um den Lebensunterhalt für die gesamte Familie zu sichern. Der einzige Ausweg aus dieser Situation schien Wenigs Vater der Handel auf der *Wall Street* zu sein, so bezeichneten die polnischen Juden den Basar von Fergana.⁴¹ Wenigs Vater wurde eines Tages auf dem Basar von der Polizei festgenommen und erst nach Tagen wieder entlassen. Da sich jedoch an der Einkommenssituation der Familie nichts geändert hatte, sei seinem Vater nichts anderes übriggeblieben, als trotz des Risikos einer erneuten Verhaftung auf den Schwarzmarkt zurückzukehren.⁴² Der Handel auf dem Basar erwies sich für die Familie Wenig nicht nur als gefährlich, sondern auch als finanziell unzureichend, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Im Winter 1941/42 wandten sich die Wenigs in ihrer Verzweiflung an einen in New York lebenden Onkel mit der Bitte, sie zu unterstützen. Zu ihrer großen Überraschung erhielten sie zwei Pakete mit verschiedenen Konserven, Lederschuhen, Kaffee und Zigaretten; allesamt Produkte, die sie zum Tausch auf dem Basar einsetzen konnten.⁴³ Den Wenigs gelang es

³⁹ Perlov, *Adventures*, S. 210.

⁴⁰ Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 252.

⁴¹ Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 210.

⁴² Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 241.

⁴³ Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 242.

jedoch nicht, einen dauerhaften Handel auf dem Schwarzmarkt zu etablieren, weshalb sie nach kurzer Zeit erneut Hunger litten. Larry Wenig erinnert sich, dass die Beschaffung von Brot in jenem Winter „zur Obsession“⁴⁴ geworden sei und der Hunger sämtliche Gedanken bestimmt habe. Oft musste sich der jugendliche Larry Wenig mitten in der Nacht in die Schlange vor der Bäckerei einreihen, um überhaupt am nächsten Morgen noch die ihnen zustehende Brotration zu erhalten.⁴⁵ Wenigs Vater gelang es mit Glück, eine Abmachung mit dem Inhaber der Bäckerei einzugehen. Demnach betätigten sich Larry Wenig und sein Bruder als Boten, um Brote durch die Stadt zu transportieren, wodurch sie mit höheren Brotrationen entlohnt wurden.⁴⁶ Vielen polnischen Juden war es im Laufe der Zeit gelungen, sich im System der Gefälligkeiten und Privilegien zu orientieren. Die oben beschriebenen, durch persönliche Beziehungen vermittelten Arbeitsstellen verweisen beispielhaft darauf, dass nicht wenige polnische Juden die Spielregeln des Sowjetkommunismus zu ihrem eigenen Vorteil auszulegen vermochten.

Wie oben beschrieben, war die Wahl eines Wohnortes für Evakuierte und ehemalige polnische Lagerhäftlinge einigen Restriktionen unterworfen. Viele steuerten zunächst die Großstädte Zentralasiens an, die jedoch durch die massenhafte Zuwanderung zunehmend mit dem Problem der Überbevölkerung konfrontiert waren und deshalb die Niederlassung von Neuankömmlingen zu verhindern suchten. Eine Alternative zum Leben in den urbanen Zentren der Region stellten die genossenschaftlich organisierten Dorfgemeinschaften (*Kolchosen*) auf dem Land dar, wohin Zehntausende Evakuierte und andere Flüchtlinge geschickt wurden. Entweder waren sie nach kurzem Aufenthalt aus den überfüllten Städten dorthin vertrieben oder gezielt durch die Evakuierungsbehörden auf ländliche Siedlungen verteilt worden. Wenngleich die meisten polnischen Juden in Zentralasien unfreiwillig in Kolchosen kamen, verbrachten viele die längste Zeit ihres Aufenthaltes im sowjetischen Kriegsexil auf dem Land und nicht in den urbanen Zentren der Region. Kolchosen waren keine anonymen Räume, sondern kleine, dörfliche Siedlungen mit komplexen, etablierten Abhängigkeits- und Vertrauensverhältnissen. Durch ihre abgelegene Lage waren viele Kolchosen weniger dynamisch in Bezug auf die Einwohnerzusammensetzung als dies zur selben Zeit in den überfüllten Städten der Fall war. Nicht zuletzt war das landwirtschaftliche

⁴⁴ Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 248.

⁴⁵ Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 247.

⁴⁶ Dabei musste Wenig feststellen, dass ein wesentlicher Teil des vorhandenen Brothbestandes nicht für die hungernde Bevölkerung bestimmt war, sondern unter wenigen Angehörigen der politischen Elite aufgeteilt wurde. Larry Wenig kommt deshalb zu dem Schluss, dass nicht nur der Bäcker, sondern alle, auch Mitglieder der kommunistischen Partei, korrupt seien und sich auf Kosten anderer bereicherten. Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 250 – 252.

Arbeiten in den Kolchosen von gänzlich anderen Anforderungen an die Einwohner geprägt. Die spezifischen Bedingungen der Kolchose prägten in besonderer Weise das Zusammenleben zwischen langjährigen Kolchosniks und polnisch-jüdischen Neuankömmlingen, das durch räumliche Nähe und die starke gegenseitige Abhängigkeit im gemeinsamen Kampf ums tägliche Überleben charakterisiert war. Die ohnehin durch die Erfordernisse des Krieges angespannte Versorgungslage in vielen Kolchosen wurde durch die Ankunft Zehntausender Neuankömmlinge noch verschlimmert. Um dem Problem der Überbevölkerung und der damit verbundenen, verheerenden hygienischen Situation entgegenzuwirken, hatte der NKWD allein zwischen dem 25. November und dem 8. Dezember 1941 schätzungsweise 60.000 polnische Flüchtlinge (Juden und Nichtjuden) aus Taschkent und anderen Städten in Kollektivfarmen in Kasachstan und Kirgistan deportiert.⁴⁷ Die Zwangsumsiedlungen in Kolchosen waren eine Reaktion auf die massenhafte Zuwanderung in zentralasiatische Großstädte und die damit verbundenen Probleme bei der Versorgung der wachsenden Bevölkerung mit Wohnraum, Lebensmitteln und Medizin. Neben der Versorgung mit Lebensmitteln stellte insbesondere die Bekämpfung von Epidemien und Krankheiten, wie Typhus und Malaria, die zentralasiatischen Behörden vor große Probleme. Die hohe Zahl wohnungsloser Flüchtlinge, die unter katastrophalen hygienischen Bedingungen auf den Straßen hausten, aber auch die lange Regenzeit, verstärkte vielerorts die rasche Ausbreitung infektiöser Krankheiten. Zwar wurden zur Bekämpfung der grassierenden Läuseepidemie vielerorts die öffentlichen Badehäuser (*Banjas*) zur Benutzung freigegeben, doch Überfüllung, Mangel an Seife, Handtüchern sowie Probleme bei der Wasserversorgung führten dazu, dass viele Wartende die Badehäuser nicht benutzen konnten.⁴⁸ Vielerorts waren außerdem die Krankenhäuser nicht in der Lage, die Kranken ausreichend mit Betten und vor allem mit Medizin zu versorgen.⁴⁹ Eine erhöhte Priorität bei der Versorgung wurde den verwundeten Rotarmisten eingeräumt, deren Ankunft in den Krankenhäusern mit der Einweisung erkrankter Flüchtlinge zeitlich zusammenfiel und den allgemeinen Mangel an medizinischen Vorräten noch verschlimmerte. Die aus Polen stammenden jüdischen und nichtjüdischen Evakuierten und ehemaligen Lagerhäftlinge befanden sich folglich am unteren Ende der Rangordnung bei der medizinischen Versorgung, gehörten jedoch zugleich zu den am stärksten von Typhus und Malaria betroffenen Gruppen.⁵⁰ Diese Krankheiten verbreiteten sich

⁴⁷ Kaganovitch, *Jewish Refugees*, S. 104.

⁴⁸ Stronski, *Tashkent*, S. 128; Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 225.

⁴⁹ Litvak, *Jewish refugees*, S. 135.

⁵⁰ Das Problem betraf nicht nur polnische Juden, sondern alle temporären wie dauerhaften Bewohner der von Überbevölkerung betroffenen zentralasiatischen Gebiete.

insbesondere dort rasend schnell, wo Flüchtlinge und Evakuierte in großer Zahl auf engstem Raum ausharren mussten, also vor allem in Bahnhöfen und ihrer Umgebung. Es fehlen verlässliche Angaben über die Zahl der krankheitsbedingten Todesfälle unter polnischen Juden in den Großstädten und ländlichen Kolchosen Zentralasiens.⁵¹ Festzuhalten ist jedoch, dass kaum ein Lebensbericht über die Erfahrungen polnischer Juden in der Sowjetunion ohne Verweis auf Malaria und/oder Typhus auskommt. Beispielhaft sei hier auf die Memoiren des jiddischen Schriftstellers Avraham Zak verwiesen. Darin schreibt er über die Hilflosigkeit und Verzweiflung der Flüchtlinge angesichts von Epidemien in Tashkent:

[N]ews arrived daily of more and more deaths. As typhus spreads like wild fire in the city it creates an atmosphere of fear. Refugees are the main victims. No one pays attention to them. They die alone. People are dying in the streets and in the 'Chaikhanes' [usbekische Teestuben, Anm. d. Verf.]. Nobody mourns them and accompanies them to their eternal rest. Their bodies are removed as they were corpses of dogs in a no-man's land.⁵²

In einigen Selbstzeugnissen werden die Jahre 1941 bis 1943 als deutlich härter und entbehrungsreicher beschrieben als die Zeit in Lagern und Sondersiedlungen beziehungsweise unter sowjetischer Herrschaft im ehemaligen Ostpolen. Viele Familien hatten Opfer der Malaria- und Typhuserkrankung zu beklagen. Bereits auf der Zugfahrt nach Zentralasien führten die mangelhaften hygienischen Bedingungen zur Ausbreitung ansteckender Krankheiten unter den ohnehin geschwächten Evakuierten und ehemaligen Häftlingen. Der aus einer Sondersiedlung entlassene Perry Leon schildert in seinen Erinnerungen die katastrophalen Reisebedingungen:

People were getting sick by the hundreds. Dysentrey and typhus fever were the main cause of illness. People were dying like flies and are taken off the grains.⁵³

Nach zweiwöchiger Fahrt und kurzem Aufenthalt in Taschkent erreichte der Zug schließlich den kirgisischen Ort Kaschgar Kischtak, wo die eine mit Typhus infizierte Hälfte der Reisenden ins Krankenhaus gebracht und die andere Hälfte auf die umliegenden Kolchosen verteilt wurde. Perry Leon gehörte zur ersten Gruppe. Er schreibt über die Zeit kurz nach der Ankunft in seinem Exilort:

⁵¹ Viele Verstorbene wurden nicht schriftlich registriert, sodass keine genauen Zahlen oder Namenslisten der Toten existieren.

⁵² Zitiert aus Litvak, *Jewish refugees*, S. 136.

⁵³ USHMMA, Leon, *Perry Leon Story*, S. 4.

[I]n Kishgar Kishtak almost everybody has typhus fever or malaria. The hospitals are overwhelmed with sick people and some patients are laying on the floors. There is no medicine and the only thing you can do is pray. The only thing they give you is some hot water and wipe your head with alcohol to bring down your fever. People are dying like flies.⁵⁴

Leons dramatische Schilderungen decken sich mit anderen Darstellungen polnischer Juden über die ersten Monate im zentralasiatischen Exil. Die Familie der elfjährigen Chajka Strusman hatte den Einmarsch der Deutschen 1939 und die Deportation nach Sibirien durch den NKWD gemeinsam überlebt, als sie im Herbst 1941 nach Zentralasien kamen. Kurz nach ihrer Ankunft verstarben Strusmans Schwester und Vater an einer Malariainfektion. Wenige Monate später überlebte auch ihre Mutter die Malariaerkrankung nicht, sodass Chajka Strusman gemeinsam mit ihrer jüngeren Schwester in einem von der polnischen Botschaft betriebenen Waisenhaus aufgenommen wurde. Drei von fünf Mitgliedern der Familie Strusman fielen Krankheiten und Epidemien im zentralasiatischen Exil zum Opfer.⁵⁵ In der Regel überlebten die geschwächten Flüchtlinge ohne Zugang zur notwendigen medizinischen Versorgung Krankheiten wie Typhusfieber oder Malaria nicht. Zu den Überlebenden gehörten vorrangig junge Menschen wie etwa Perry Leon, Kazimierz Zybert und Victor Zarnowitz. Alle drei verbrachten mehrere Monate im Krankenhaus, um sich von ihren Krankheiten wieder zu erholen. Leon und Zybert mussten infolge des Typhusfiebers sogar das Laufen neu lernen.⁵⁶ Auch Zarnowitz konnte erst nach Monaten das Krankenhaus verlassen, in das er nach seiner Freilassung aus dem Arbeitslager eingewiesen worden war. Zarnowitz ist rückblickend überzeugt, dass ihm die sowjetischen Ärzte und Krankenschwestern in Molotov (heute Perm) das Leben retteten.⁵⁷ Auch der an Typhusfieber erkrankte Joseph äußert seine Dankbarkeit gegenüber dem sowjetischen Krankenhauspersonal, ist jedoch zugleich überzeugt, dass er sein eigenes Überleben wohl dem Zufall zu verdanken habe.⁵⁸ Für Zev Katz dagegen besteht kein Zweifel, dass seine an Tuberkulose erkrankte Mutter ohne die medizinische Behandlung im Krankenhaus von Semipalatinsk nicht überlebt hätte. Die Unterkunft der Familie habe kaum vor den kalten Temperaturen geschützt, erinnert sich Zev Katz. Da es stets an Brennholz und zudem auch noch an ausreichender Nahrung fehlte, wurde seine Mutter immer schwächer. Im örtlichen Krankenhaus

⁵⁴ USHMM, Leon, Perry Leon Story, S. 5.

⁵⁵ GFHA, Zeugnis von Chajka Strusman, Polnisch, undatiert, vermutlich 1946 verfasst im DP-Lager Jordanbad, Katalognummer 4204.

⁵⁶ Zybert in: Pragier, *Żydzi czy Polacy*, S. 167; USHMM, Leon, Perry Leon Story, S. 5.

⁵⁷ Zarnowitz, *Fleeing the Nazis*, S. 63.

⁵⁸ „Those who survived, survived . . . and we left.“, Boder, Interview mit Joseph.

diagnostizieren die Ärzte eine Tuberkuloseerkrankung. Zu ihrem Glück verfügte das Krankenhaus über eine Ausrüstung zur Strahlenbehandlung. Da jedoch sämtliche Plätze im Krankenhaus belegt waren, mussten Zev, seine Brüder und sein Vater die Mutter zwei Mal pro Woche ins Krankenhaus tragen. Nach mehreren Wochen verbesserte sich ihr Zustand im Frühjahr 1943, weshalb Zev Katz zur dem Schluss kommt: „[T]he ray treatment saved her life“.⁵⁹ Die Umsiedlung Zehntausender Flüchtlinge aus den Großstädten Zentralasien in umliegende Kolchosen ist daher auch vor dem Hintergrund einer dramatischen Epidemiewelle und Versorgungssituation zu deuten.

Zu den aus der Stadt in die Kolchose Vertriebenen zählte auch die Familie von Simon Davidson. Sie hatte bereits das ersehnte Taschkent erreicht, als die Behörden sie aufforderte, die Stadt zu verlassen und sich in einer der umliegenden Kolchosen anzusiedeln. Die Ankunft in der Kolchose Kužnur (ASSR Mari) markierte das Ende einer „Odyssee ins Unbekannte“.⁶⁰ Das neue Zuhause der Davidsons bestand aus etwa 40 Häusern in unmittelbarer Umgebung eines Waldgebietes. Nach der Begrüßung durch einen älteren Kolchosnik wurde den Davidsons ein separater Raum in der Hütte eines Bauernpärchens zugewiesen. Der Raum besaß ein kleines Fenster, Toilette und Waschgelegenheit, einen Tisch mit Bänken, aber keine Betten. Schlafen musste die Familie zunächst auf dem Holzboden. Von anderen Bewohnern der Kolchose sei der neue Buchhalter Davidson zunächst skeptisch beäugt worden, da sie ihn für ein Mitglied der Partei und somit eine potenzielle Gefahr hielten. Am zweiten Tag ihres Aufenthaltes besuchte Davidson sein spartanisch eingerichtetes Büro, das sich in einer kleinen Hütte befand. Die Neuankömmlinge erfuhren schnell, dass alle Mitglieder sich an der Arbeit der Kolchose zu beteiligen haben und der Lohn aus den gemeinsam geteilten Erträgen, also Getreide und Kartoffeln, bestehen würde. Zu ihrer Freude erfuhren sie, dass das von der Kolchose produzierte Getreide in einer nahegelegenen Mühle gemahlen wurde, sodass jede Familie am arbeitsfreien Sonntag ihr eigenes Brot backen könne. Ebenfalls im Laufe der ersten Tage fanden die Eltern einen Platz für ihre Tochter Hannah in einer sechs Kilometer entfernten Schule in Novyj Tor’jal. Aufgrund der großen Entfernung zur Kolchose wohnte Hannah unter der Woche gegen eine geringe Bezahlung bei einer Familie unweit der Schule. Der ältere Sohn Kazio wurde an der Forsttechnischen Hochschule aufgenommen, in deren Studentenwohnheim er auch einen Schlafplatz erhielt.⁶¹ Das Einrichten in der neuen Umgebung verlief im Falle der Familie Davidson zügig und konfliktfrei.

⁵⁹ Katz, *From the Gestapo*, S. 85, 98–99.

⁶⁰ Davidson, *War Years*, S. 142–143.

⁶¹ Davidson, *War Years*, S. 145–147.

Ein zweites Beispiel für die erzwungene Umsiedlung von der Stadt in die Kolchose stellt die Lebensgeschichte von Shlomo Leser dar, der vom NKWD aus dem usbekischen Margilan in die Umgebung von Osch (Kirgistan) gebracht wurde. Lesers Familie wurde die Kolchose *Bolschewik* zugeteilt, die von etwa 30 einheimischen Usbeken bewirtschaftet wurde. Die Neuankömmlinge bezogen Lehmhäuser, die eigens für sie von den anderen Kolchosniks gebaut und eingerichtet worden waren. Leser bezeichnet die Lebensbedingungen als spartanisch, aber durchaus akzeptabel.⁶² Für ihre Arbeit erhielt die Familie Leser ausschließlich ein usbekisches Lepeschka-Brot pro Tag. Erst als sie bei der Kartoffelernte halfen, gelang es ihnen, ihre Essensvorräte eigenmächtig aufzufüllen.⁶³

Beim Einleben in der dörflichen Umgebung traten zahlreiche Probleme auf. In Selbstzeugnissen geben polnische Juden Auskunft über die schwierigen Lebensbedingungen in der Kolchose. So berichtet etwa die jugendliche Cypora Grin, wie ihre Familie kurz nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion aus der Ukraine evakuiert und in eine Kolchose im Stalingrader Oblast gebracht wurde. In ihrem Bericht aus dem Jahr 1946 fasst sie den mehrjährigen Aufenthalt in der sowjetischen Kolchose folgendermaßen zusammen:

Es fiel uns schwer, uns an das primitive dörfliche Leben zu gewöhnen. Doch wir hatten keine andere Wahl. Wir mussten uns an viele Schwierigkeiten gewöhnen.⁶⁴

Auch Rachela Tytelman Wygodzki zeichnet in ihren Erinnerungen ein weitgehend freudloses Bild ihres mehrjährigen Aufenthaltes in der Kolchose. Gemeinsam mit ihrem Vater siedelte sie nach ihrer Freilassung aus dem Arbeitslager Šidrovo (Oblas Archangel'sk) ins usbekische Samarkand. Auch hier ließen die Behörden Tausende Flüchtlinge als Reaktion auf die grassierende Diarrhö- und Typhus-epidemie nach Kasachstan umsiedeln, wodurch Tytelman Wygodzki und ihr Vater in eine Kolchose gelangten, in der sie fast anderthalb Jahre bleiben sollten.⁶⁵ An die harte körperliche Arbeit musste sich das junge Mädchen erst gewöhnen. Unter anderem hütete sie die Schafe, während ihr Vater auf dem Feld arbeitete oder als Wachmann die Getreidescheune der Kolchose beschützte. Trotz ihrer Jugend übernahm Tytelman Wygodzki zunehmend körperlich anstrengende Aufgaben. Als ihr Vater eines Tages erkrankte, musste sie tagsüber arbeiten und sich nachts um ihn kümmern. Bis zu seiner Genesung schlief sie wochenlang nur wenige Stunden am Tag. Verschlimmert wurde die Situation durch den geringen Lohn, der

⁶² Leser, *Poems and Sketches*, Teil 1, S. 13–14.

⁶³ Leser, *Poems and Sketches*, Teil 1, S. 15–16.

⁶⁴ YVA, Zeugnis von Grin.

⁶⁵ Tytelman Wygodzki, *End*, S. 24.

aus den spärlichen Lebensmittelerträgen der Kolchose bestand. Rachela Tytelman Wygodzki verdiente sich etwas dazu, indem sie anderen Kolchosniks die Haare schnitt und dafür Eier, Käse und Milch erhielt. Dennoch sei der Hunger am Ende des Sommers 1942 so groß gewesen, dass sie sich gezwungen sah, einen Brei aus Ernteresten zu kochen. Laut Tytelman Wygodzki erwiesen sich im Winter 1942/43 die Hilfspakete der polnischen Botschaft als lebensrettend. Diese bestanden aus verschiedenen amerikanischen Nahrungsmittelkonserven sowie aus Kleidung, die sie gegen Essen eintauschen konnten.⁶⁶ Nach dem Ende des Winters nahmen Tytelman Wygodzki und ihr Vater ein Angebot an, eine abgelegene Farm zu bewachen. Niemand sonst habe dort leben wollen, doch für sie war die gezahlte Entschädigung für ihre einsame Arbeit in Form von vier Ziegen und 400 Gramm Mehl pro Tag „ein veritabler Zuschuss nach vielen entbehrungsreichen Monaten“⁶⁷. Wenngleich sie ab dem Sommer 1943 keinen Hunger mehr litten, habe sie doch stark unter der Einsamkeit und der Langeweile gelitten. Monatelang habe sie außer ihrem Vater keine Menschenseele getroffen und auch nichts zu lesen gehabt:

I was totally ignorant of what was going on at the front. As the months passed, I thought about my lost youth and wondered if I was going crazy.⁶⁸

Auch andere Zeitzeugen assoziieren mit der Kolchose das Gefühl, sich scheinbar ausweglos in einer deprimierenden Umgebung zu befinden.⁶⁹ Insbesondere die überwiegend aus modernen urbanen Zentren stammenden polnisch-jüdischen Flüchtlinge beklagen das rückständige Leben und den eintönigen Alltag in der Kolchose. Simon Davidson bemängelt in seinen Erinnerungen etwa, dass es kein modernes Werkzeug für die landwirtschaftlichen Arbeiten gegeben habe. Allerdings habe das Leben in der vormodernen Abgeschiedenheit der kasachischen Kolchose seiner Ansicht nach auch Vorteile aufgewiesen.

[E]verything is done in exactly the same way as hundreds of years ago. [...] Our life here is quiet, we don't directly feel the war. We don't suffer hunger, we have a roof over our heads and hope to survive and live to see the end of it and, hopefully, return to Poland. We don't feel like changing anything, moving or looking for another place to live.⁷⁰

⁶⁶ Tytelman Wygodzki, End, S. 26–29.

⁶⁷ Tytelman Wygodzki, End, S. 29.

⁶⁸ Tytelman Wygodzki, End, S. 30.

⁶⁹ Tytelman Wygodzki, End, S. 24.

⁷⁰ Davidson, War Years, S. 158.

Wenngleich viele polnische Juden über Hunger, Langeweile und mangelnde medizinische Versorgung in den Kolchosen klagten, lässt sich doch festhalten, dass sie die Abgeschiedenheit ihrer Siedlungen auch vor den Folgen der Epidemien in den urbanen Zentren bewahrte. Zugleich war auch die Situation auf dem Land schwierig. Überall in den zentralasiatischen Sowjetrepubliken hatten die lokalen Behörden erhebliche Probleme, Wohnraum und Verpflegung für die Neuankömmlinge zu gewährleisten. Tausende polnisch-jüdische Flüchtlinge verhungerten nach ihrer Ankunft im Süden oder verstarben an den Folgen des Hungers.⁷¹ Sofern sie die polnische Staatsbürgerschaft besaßen, waren sie allerdings im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung und den Evakuierten verhältnismäßig privilegiert, da sie durch die polnische Botschaft mit ausländischen Hilfsgütern versorgt wurden.⁷² Die verteilten Lebensmittel, Kleidungsstücke und medizinischen Vorräte wurden vielfach auf dem Schwarzmarkt gegen Lebensmittel eingetauscht und stellten auf diese Weise einen wichtigen Beitrag zum Überleben der jüdischen und nichtjüdischen polnischen Exilanten dar.⁷³ Im Allgemeinen jedoch waren polnische Juden, insbesondere diejenigen mit sowjetischer Staatsbürgerschaft, in ähnlichem Maße wie die einheimische sowjetische Bevölkerung mit den Folgen des allgegenwärtigen Mangels konfrontiert.⁷⁴ Die ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln war ein zentrales Problem der sowjetischen Behörden nach Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges. Zwar war die sowjetische Bevölkerung schon vor dem Sommer 1941 mit teils dramatischen Versorgungsengpässen und Lebensmittelknappheit vertraut gewesen, doch verschlimmerte der Krieg die Situation noch einmal erheblich. Dies traf insbesondere auf Zentralasien zu, wo sich infolge der großen internen Migrationsbewegung aus anderen Regionen des Landes die Mehrheit der polnischen Juden in der Sowjetunion aufhielt.

Die oben skizzierte breite Verteilung der polnisch-jüdischen Bevölkerung in verschiedenen Regionen der Sowjetunion erschwerte eine einheitliche Bewertung der Versorgungslage. In zahlreichen Selbstzeugnissen beklagen viele freigelas-

71 Litvak, *Jewish refugees*, S. 135; Kaganovitch, *Jewish Refugees*, S. 104–105.

72 Ausführlich über die Wohlfahrtsaktivitäten der polnischen Botschaft in Kapitel 7.

73 Hoover Institute Archive, Stanford, USA (nachfolgend Hoover), Report on the Relief accorded to Polish Citizens by the Polish Embassy in the U.S.S.R. with special Reference to Polish Citizens of Jewish Nationality, Seriennummer 851/8, Poland: Ministry of Foreign Affairs, Box 6/6, Folder 8, 1943, S. 17. Der Bericht ist nicht namentlich gekennzeichnet. Laut Yosef Litvak war der Autor Ludwik Seidenman, Referent für jüdische Angelegenheiten in der polnischen Botschaft. Litvak, *Jewish refugees*, S. 139. Nach Albert Kaganovitch erschien der Bericht im August 1943. Kaganovitch, *Stalin's Great Power Politics*, S. 63.

74 Stronski, Tashkent, S. 140.

sene Lagerhäftlinge, dass die Nahrungsmittelknappheit in Zentralasien weitaus schlimmer gewesen sei als in der Wolgaregion und in Sibirien, wo sie noch Monate zuvor gelebt hatten. Laut Albert Kaganovitch wies das erste Jahr nach Beginn der großen Evakuierungs- und Fluchtbewegung nach Süden infolge von Unterernährung und Epidemien die höchste Sterberate unter den Kriegsflüchtlingen auf.⁷⁵ Dieser Befund deckt sich mit vielen Selbstzeugnissen, in denen der Winter 1941/42 und die folgenden Monate als besonders lebensbedrohliche Zeit des Überlebenskampfes dargestellt werden. Viele Flüchtlinge hatten in dieser Zeit die ersten Todesopfer unter ihren Angehörigen zu beklagen. Zu den häufigsten Todesursachen zählten die oben erwähnten Malaria- und Typhuserkrankungen sowie Unter- und Mangelernährung. Als besonders dramatisch erwies sich die schlechte Versorgungssituation in vielen Regionen Zentralasiens für die geschwächten ehemaligen Lagerhäftlinge, die nach langer und beschwerlicher Reise in den Süden auf eine staatliche Unterstützung hofften. Andere überstanden zwar die Reise, verstarben dann aber kurz nach der Ankunft im Süden. Der 14-jährige Mordchaj Szwarcberg beschrieb 1946, wie seine Familie nach dem deutschen Überfall auf Polen aus Zamosc in die Ukraine geflohen, von dort nach Sibirien deportiert und Ende 1941 schließlich nach Usbekistan gelangt war. Dort angekommen verstarb seine Mutter und sein Vater erkrankte so schwer, dass Szwarcberg in ein polnisches Kinderheim eingewiesen wurde, das er erst 1946 wieder verlassen sollte.⁷⁶ Auch die vielköpfige Familie der 1932 geborenen Regina Rotkopf war nach der Amnestie vollzählig nach Zentralasien gelangt, wo ein Teil ihrer Familie an den Folgen der grassierenden Malariaepidemie verstarb. Der verbliebene Rest der Familie wurde aus der Stadt in eine Kolchose geschickt. Rotkopf schreibt: „[Wir erlebten, Anm. d. Verf.] die schwerste Zeit unseres Lebens“. Die Eltern hungerten und erkrankten nach kurzer Zeit an Typhus. Um ihre beiden Kinder zu retten, schickten die Rotkopfs Regina und ihren Bruder zu einer Bekannten ins 3000 Kilometer entfernte Samarkand. Dort angekommen, kamen sie ins polnische Waisenhaus, wo sie zwei Jahre ohne ihre Eltern lebten, bis die Familie im Jahr 1943 für eine kurze Zeit wieder vereint sein konnte.⁷⁷ Auch für die Evakuierten sah die Versorgungssituation in vielen Fällen nicht besser aus als für die Freigelassenen. Der nach Alma-Ata evakuierte David Hofman schrieb in seinem Erfahrungsbericht aus dem Jahr 1946, dass sein Vater „vor Hunger krank“ geworden sei.⁷⁸ Die jugendliche Cypora Grin berichtet, dass sie so sehr unter

⁷⁵ Kaganovitch, *Jewish Refugees*, S. 117.

⁷⁶ GFHA, Zeugnis von Mordchaj Szwarcberg, Polnisch, verfasst am 7. Oktober 1946 im DP-Lager Jordanbad, Katalognummer 4217.

⁷⁷ YVA, Zeugnis von Rotkopf.

⁷⁸ YVA, Zeugnis von Hofman.

„schrecklichem Hunger“, der Finsternis und Kälte gelitten habe, dass sie glaubte, sterben zu müssen.⁷⁹ In Buchara, schreibt Bella Gurwic, seien täglich etwa 50 Personen verhungert, darunter auch ihr Onkel.⁸⁰

Es existieren keine amtlichen Statistiken über die Sterblichkeit unter polnischen Juden in Zentralasien. Jerzy Gliksman schätzt in seinem Bericht, dass mehr polnische Juden in der zentralasiatischen *Freiheit* ums Leben kamen als in den Sondersiedlungen und Arbeitslagern.⁸¹ Die meisten polnisch-jüdischen Opfer waren an den Folgen von Mangel- und Unterernährung, Malaria, Typhus oder Tuberkulose zu Tode gekommen.⁸² Auch hier ist die Situation der polnischen Juden mit den Lebensbedingungen der sowjetischen Evakuierten durchaus zu vergleichen. Paul Stronski weist darauf hin, dass viele Sowjetbürger durch die Evakuierung zwar von den direkten Kriegseinwirkungen gerettet worden waren, im zentralasiatischen Exil jedoch den teils katastrophalen Lebensbedingungen zum Opfer fielen.⁸³ Der Kampf ums Überleben war in den von einem massenhaften Bevölkerungszuwachs betroffenen zentralasiatischen Republiken eng an die Frage geknüpft, wer über Zugang zu den knappen Ressourcen verfügte. Faktoren wie Glück und Zufall, der Aufenthaltsort, berufliche und sprachliche Fähigkeiten, die Unterstützung seitens der polnischen Botschaft in der Sowjetunion und zunehmend auch die Intensität der Kontakte zur sowjetischen Bevölkerung entschieden über Leben und Tod. Für viele aus dem europäischen Teil der Sowjetunion stammende Neuankömmlinge, darunter auch die polnischen Juden, gestaltete sich der erste Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung äußerst kompliziert. Nicht wenige verstanden sich wie Simon Davidson als „Bewohner einer anderen Welt“⁸⁴, die sich von der Lebensrealität der UdSSR stark unterschied. Folglich zieht sich das Motiv der Fremdheitserfahrung durch zahlreiche Berichte polnischer Juden über ihre ersten Eindrücke der neuen, zentralasiatischen Umgebung und ihrer fremden Bevölkerung.

⁷⁹ YVA, Zeugnis von Grin.

⁸⁰ GFHA, Zeugnis von Gurwic. In Buchara, so schreibt Pesia Taubenfeld, seien die Menschen auf den Straßen verhungert. YVA, Zeugnis von Taubenfeld.

⁸¹ Bezugnehmend auf die hohe Sterblichkeit unter den erkrankten jüdischen Flüchtlingen schlussfolgert Jerzy Gliksman, dass sich das Leben nach der Amnestie in vielen Fällen als schwieriger als in der Haft erweisen sollte. YIVO, Gliksman, *Jewish Exiles*, Teil 3, S. 9–10.

⁸² Ende 1943 wurde ein neuer jüdischer Friedhof in Taschkent eingeweiht, um die zahlreichen Opfer von Krankheit und Hunger zu beerdigen. Manley, *Tashkent Station*, S. 193.

⁸³ In Bezug auf die sowjetische Zivilbevölkerung waren die Jahre 1942–1943 die Zeit mit der höchsten Sterberate. Stronski, *Tashkent*, S. 126.

⁸⁴ Davidson, *War Years*, S. 166.

5.3 Begegnungen zwischen polnischen Juden und der Bevölkerung Zentralasiens

Polnische Juden lebten in vielen Regionen der Sowjetunion mit der einheimischen Bevölkerung zusammen. Folglich gehörte die Begegnung mit der sowjetischen Bevölkerung zum Alltag des Exils und war sowohl von positiven als auch negativen Erlebnissen geprägt. Erzählungen über Freundschaft, intime Beziehungen und Solidarität stehen im Kontrast zu Berichten über Antisemitismus, Feindschaft und erlebter, kultureller Fremdheit. Das Spektrum der Darstellungen reicht von negativen Erzählungen über kulturelle Rückständigkeit, Neid und Missgunst, fremdenfeindliche Gewalt und Antisemitismus auf der einen Seite bis hin zu Beschreibungen einer warmherzigen, gastfreundlichen und hilfsbereiten Bevölkerung. In der Regel lässt sich eine gewisse Entwicklung in den Beziehungen feststellen. Am Anfang ihres Aufenthaltes in Zentralasien waren die polnisch-jüdischen Neuankömmlinge für gewöhnlich von der Konfrontation mit einer ihnen unbekannten und als exotisch wahrgenommenen Welt geschockt. Die Befremdung äußerte sich etwa in der Erwartung einer von Einheimischen ausgehenden, physischen Bedrohung (Messer tragende Männer mit Turbanen) oder im Unverständnis gegenüber ungeteilten kulturellen und religiösen Traditionen (verschleierte Frauen). Häufig finden sich zudem Schilderungen einer als rückständig empfundenen Infrastruktur („wie vor Jahrhunderten“) mit unbefestigten Straßen, Lehmhäusern und der verbreiteten Verwendung von Nutztieren. Im folgenden Teil wird gezeigt, wie die anfänglich empfundene Fremdheit in einigen Fällen Vertrautheit und Freundschaft wich.

Die ersten Eindrücke jedoch entwerfen in der Regel das Bild einer rückständigen einheimischen Bevölkerung. Zev Katz erinnert sich an seine ersten Eindrücke der kasachischen Provinzstadt Semipalatinsk. Gemeinsam mit seiner Mutter machte er sich kurz nach der Ankunft seiner Familie in der Stadt auf den Weg ins Zentrum, um eine Unterkunft zu suchen. Der aus Stein- und Holzhäusern bestehende Stadtkern habe auf Katz *russisch* gewirkt.⁸⁵ Dagegen beschreibt er den Rest von Semipalatinsk als:

a world which looked as it must have centuries ago: unmade roads full of sand, low clay houses with flat roofs, outside toilets, no telephone or bus service. Here and there we noticed

⁸⁵ Die Wahrnehmung eines modernen russischen Stadtzentrums und einer rückständigen einheimischen Umgebung war bereits vor dem Krieg in vielen Großstädten Zentralasiens verbreitet. Levin, Bukharan Jews, S. 25.

donkeys or camels (for the first time in my life). There were no shops or public buildings. In a word, a total contrast to the modern ‚Russian‘ center.⁸⁶

Ähnliche Worte findet auch Bernard Ginsburg über das usbekische Fergana. Als er eine befreundete Flüchtlingsfamilie in einem ihm unbekannten Teil des Stadtzentrums besuchte, stellte Ginsburg fest:

The narrow, unpaved alleys were used equally by people on foot or riding donkeys and camels. There were no separate sidewalks. The area was deserted, creating the ambience of a different time, several centuries back.⁸⁷

Das Motiv einer rückständigen Bevölkerung findet sich auch in den Memoiren Larry Wenigs. Als seine Familie die zugewiesene Unterkunft im Haus einer usbekischen Familie in Fergana betrat, seien sie geschockt gewesen. Wenigs Mutter habe sich angesichts der einfachen Wohnverhältnisse „in die Steinzeit“⁸⁸ zurückversetzt gefühlt. Aus vielen Äußerungen polnischer Juden über die einheimische Bevölkerung spricht eine ablehnende und zuweilen herablassende Haltung gegenüber den fremden Menschen und ihrer Kultur. Die Usbeken, so schildert Wenig,

lived instinctively, obeying their bodily needs, providing for themselves as their ancestors did in earliest ages with whatever was available, unaware that man had devised and invented more comfortable accessories. [...] Still, we felt as if we had come from another world and were appalled at having to regress to their habits and customs.⁸⁹

In anderen Selbstzeugnissen wird die usbekische Bevölkerung Bucharas als „ein ziemlich wildes Volk“⁹⁰ bezeichnet, das noch auf Eseln und Kamelen unterwegs sei. Bei solchen Darstellungen handelt es sich allerdings häufig um erste Eindrücke. Mit fortschreitender Aufenthaltsdauer in Zentralasien unterlagen die Wahrnehmungen einer gewissen Veränderung, die sich anhand zweier Tendenzen charakterisieren lässt. Während sich auf der einen Seite die Trennung zwischen polnischen Juden und der einheimischen Bevölkerung entlang ethnisch-religiöser Zugehörigkeit verstärkte, wuchs auf der anderen Seite die wechselseitige Vertrautheit infolge räumlicher Nähe. Unabhängig von ihrem Ergebnis be-

⁸⁶ Katz, *From the Gesatpo*, S. 84.

⁸⁷ Ginsburg, *Wayfarer*, S. 47.

⁸⁸ Beide Zitate in: Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 199.

⁸⁹ Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 201.

⁹⁰ GFHA, Zeugnis von Gurwic.

durften beide Prozesse jedoch einer gewissen Zeit des Kennenlernens als Nachbarn, Arbeitskollegen, Kolchosniks und Schulkameraden.

Verweise auf eine mögliche Bedrohung durch die abgelehnten Fremden finden sich in vielen Selbstzeugnissen polnischer Juden, wie etwa in den Erinnerungen Perry Leons über seinen Aufenthalt in Kirgisien:

Some of their women wear Parangas in front of their faces and you better not dare to lift them up. Most of Kirgiz men carry dagger knives. They claim it is a Moslem custom to carry a knife.⁹¹

Nicht nur Selbstzeugnisse polnischer Juden enthalten von Stereotypen und orientalisierenden Bildern geprägte Beschreibungen der einheimischen Bevölkerung Zentralasiens. Der Historiker Paul Stronski verweist mit Blick auf Memoiren russischer Evakuierter in der Region auf die tiefe Verwurzelung von zuweilen jahrzehntealten stereotypen Vorstellungen über rückständige östlich-asiatische Völker in der sowjetischen Peripherie.⁹² Stronski zufolge vermischten sich in zahlreichen Memoiren die Ablehnung des rückständigen Anderen mit der Angst vor Gewaltausbrüchen der „zentralasiatischen Barbaren“⁹³ gegen die europäischen Neuankömmlinge. Im Gegensatz zu den exotischen Fremden werden die anderen polnisch-jüdischen Flüchtlinge vor Ort in vielen Zeugnissen dagegen als Vertraute geschildert, die einander auf der Straße an den dünnen Körpern, den leidgeplagten Gesichtern und den unsicher zur Begrüßung ausgestreckten Händen erkannten.⁹⁴

Polnische Juden, die ab Herbst 1941 an verschiedenen Orten Zentralasiens eintrafen, begegneten dort einer verarmten und von den Verheißungen des Sowjetsystems enttäuschten Bevölkerung, die in den Neuankömmlingen nicht nur Fremde, sondern auch Konkurrenten um knappe Ressourcen sah. Der durch die Ankunft von Evakuierten und anderen Flüchtlingen gestiegene Konkurrenzdruck verstärkte vielerorts die bestehende Ablehnung der sowjetischen Staatsmacht. Die polnischen Juden in Zentralasien befanden sich also zwischen den Fronten eines seit Jahren schwelenden Konfliktes, zu deren Opfer sie eher zufällig wurden. Den *Antisowjetismus*, das heißt die weit verbreitete Ablehnung der sowjetischen Staatsgewalt und ihrer Repräsentanten, richteten die Einwohner der zentralasiatischen Republiken gegen alle, die als Vertreter der verhassten Kolonialmacht wahrgenommen wurden. In der Regel unterschied die lokale Be-

⁹¹ USHMMA, Leon, Perry Leon Story, S. 6.

⁹² Stronski, Tashkent, S. 121–122.

⁹³ Stronski, Tashkent, S. 122.

⁹⁴ Wenig, From Nazi Inferno, S. 203.

völkerung dabei nicht zwischen sowjetischen und polnisch-jüdischen Neuankömmlingen, die sie häufig beide als Repräsentanten des verhassten Sowjetsystems wahrnahm. Folglich sahen sich die Neuankömmlinge vielerorts mit einer angespannten Situation konfrontiert.⁹⁵ Spannungen zwischen tatsächlichen oder vermeintlichen Vertretern der Sowjetmacht und der einheimischen Bevölkerung hatte es bereits vor dem Krieg in der Region gegeben.⁹⁶ Paul Stronski kommt allerdings zu dem Schluss, dass der deutsch-sowjetische Krieg und die massenhafte Evakuierung von Teilen der sowjetischen Bevölkerung nach Taschkent und in andere Städte die bestehenden Konflikte noch verschärften. Entscheidend hierfür war der bereits erwähnte, sich durch den raschen Bevölkerungsanstieg in vielen Großstädten der Region verschärfende Verteilungskampf um knapper werdende Ressourcen: Wohnraum, Arbeit, Nahrung, Kleidung und Medizin.⁹⁷ Vielen polnischen Juden wurde jedoch recht bald bewusst, dass sie von der einheimischen Bevölkerung als *Russen*, *Weisse* oder *fremde Neulinge*, das heißt, als Vertreter eines verhassten Systems, wahrgenommen wurden.⁹⁸ Der polnisch-jüdische Flüchtling Perry Leon schildert in seinen Erinnerungen, wie weit verbreitet diese Ablehnung aus seiner Sicht gewesen sei:

They [die Kirgisen, Anm. d. Verf.] greet you with ‚Asolom Aleikem,‘ but most of them distrust white people, especially Russians. They have a special name for the Russians, they call them *urus*. In English it means gangsters.⁹⁹

Auch Bernard Ginsburg hatte den Eindruck, dass viele einheimische Usbeken Menschen mit heller Hautfarbe automatisch als Russen betrachteten. Entgegen der offiziell proklamierten Rede von der Freundschaft zwischen den Völkern der Sowjetunion habe er den Eindruck gewonnen, dass „true feelings easily surfaced in everyday life.“¹⁰⁰ Ginsburg fand seine Einschätzung bestätigt, als er während eines Besuchs in Fergana aus dem Hinterhalt einen Schlag auf den Nacken erhielt und zu Boden ging. Bevor der Angreifer entkommen konnte, habe er Ginsburg noch als „russisches Schwein“¹⁰¹ beschimpft. Obwohl Ginsburg keine bleibenden Schäden davongetragen habe, sei doch sein Vertrauen in die propagierte Freundschaft zwischen den Völkern durch jenen Vorfall erschüttert worden.

⁹⁵ Stronski, Tashkent, S. 120.

⁹⁶ Stronski, Tashkent, S. 9–10.

⁹⁷ Stronski, Tashkent, S. 120; Manley, Tashkent Station, S. 228–229.

⁹⁸ Albert Kaganovitch spricht von der Wahrnehmung der westlichen Flüchtlinge als „fremde Neulinge“. Kaganovitch, *Jewish Refugees*, S. 117–118.

⁹⁹ USHMM, Leon, Perry Leon Story, S. 6.

¹⁰⁰ Ginsburg, *Wayfarer*, S. 47.

¹⁰¹ Ginsburg, *Wayfarer*, S. 48.

Erfahrungen von Gewalt bilden in den untersuchten Selbstzeugnissen zwar eine Ausnahme, doch spricht zugleich aus vielen Berichten die Angst vor einer Entladung der angespannten Atmosphäre zwischen Repräsentanten der Sowjetmacht und den Einheimischen. Nach Ansicht des in der usbekischen Hauptstadt Taschkent lebenden Aleksander Wat habe sich diese Sorge nicht auf die polnischen Juden beschränkt. Die Russen, die Juden, die Flüchtlinge und Evakuierten hätten alle ein Blutbad zwischen Einheimischen und Neuankömmlingen erwartet, so Wat.¹⁰² Die zahlreichen registrierten Fälle von antisemitischen Beschimpfungen seien allerdings, so der Historiker Paul Stronski, nicht ausschließlich mit vorhandenen jüdenfeindlichen Positionen zu begründen. Vielmehr vermischten sich Antisemitismus und Antisowjetismus auf Seiten der einheimischen Bevölkerung in zentralasiatischen Großstädten:

Jews were not attacked simply because they were Jewish. While their ethnic and religious origins certainly played a role in their persecution, many Jewish evacuees possibly were singled out for being outsiders whom Central Asians identified closely with the Soviet system that had brought so much upheaval and suffering to the region.¹⁰³

Wie die Äußerungen von Bernard Ginsburg und Perry Leon stellvertretend zeigen, finden sich durchaus Belege für Stronskis These, dass Juden nicht selten eher zufällig mit Gewalt konfrontiert wurden. Zwar ist es unmöglich, die Ursachen antisemitischen Verhaltens seitens der zentralasiatischen Bevölkerung im Einzelnen nachzuvollziehen. Doch soll die nachfolgende Rekonstruktion antisemitischer Beleidigungen und Gewalt in jüdischen Zeugnissen zeigen, dass eine allzu enge Konzentration auf den ökonomischen Konkurrenzkampf, einen antikolonial charakterisierten Antisowjetismus oder die Existenz allgemeiner konfessioneller Konflikte den Blick auf die tiefe Verankerung des Antisemitismus in Teilen der sowjetischen Gesellschaft verstellt.

Unter den Berichten über negative Erfahrungen polnischer Juden mit der sowjetischen Bevölkerung dominiert das Thema *Antisemitismus*. Auf jüdenfeindliche Haltungen stießen polnische Juden in fast allen Bereichen der sowjetischen Gesellschaft sowohl im Kontakt mit Vertretern des Staates als auch mit einfachen Mitgliedern der Gesellschaft.¹⁰⁴ Antisemitismus trat in sämtlichen Lebensbereichen des Alltags auf und betraf junge polnische Juden ebenso wie Er-

¹⁰² Wat, *My century*, S. 336.

¹⁰³ Stronski, *Tashkent*, S. 124.

¹⁰⁴ Albert Kaganovitch weist darauf hin, dass insbesondere auf niedriger staatlicher Verwaltungsebene antisemitische Einstellungen verbreitet waren. Kaganovitch, *Jewish Refugees*, S. 117–118.

wachsene. Zwar ist es im Einzelfall nicht immer leicht zu beurteilen, ob ein diskriminierendes Verhalten antisemitisch intendiert war oder womöglich lediglich seitens der Diskriminierten als solches interpretiert wurde. Doch lässt die Vielzahl einschlägiger Berichte unter den analysierten Selbstzeugnissen keinen Zweifel über die große Verbreitung judenfeindlicher Positionen in den von polnischen Juden besiedelten Regionen der Sowjetunion aufkommen.

Einige polnische Juden kamen bereits in den Wochen nach Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges mit Judenfeindschaft seitens der Bevölkerung in Kontakt. So wurde etwa Benjamin Harshavs Familie auf ihrer Flucht vor den Deutschen Ende Juni 1941 in einem Wald bei Minsk von Einheimischen als *židi*, *židi* beschimpft.¹⁰⁵ Harshav erinnert sich, dass ihn dieses Ereignis sehr verstört habe, da er zuvor an die Existenz einer vielbeschworenen Freundschaft zwischen den Völkern der Sowjetunion geglaubt hatte.¹⁰⁶ Ebenfalls ungläubig angesichts des offen zutage tretenden, judenfeindlichen Verhaltens reagierte der aus dem westlichen Weißrussland nach Kurmojarsk evakuierte Fayvel Vayner. In seinem Tagebucheintrag vom 10. August 1941 beklagt Vayner den „unerträgliche[n] Antisemitismus“¹⁰⁷ in Kurmojarsk. Vayner zeigt sich vor allem von der Offenheit der vorgetragenen antisemitischen Positionen erschüttert. Seinem Tagebuch vertraute er an:

Der Antisemitismus verschärft sich von Tag zu Tag. [...] Die Haltung gegenüber Juden ist gefährlich, auf der Straße wird offen darüber gesprochen, dass man sie vertreiben müsse usw. Wenn dagegen nichts unternommen wird, kann leicht ein Unglück geschehen.¹⁰⁸

In der Hoffnung, dass der Antisemitismus andernorts schwächer sei, verließ Vayner Kurmojarsk im August 1941 in Richtung Stalingrad. Der Fall der Familie Harshav legt jedoch die Vermutung nahe, dass sich antisemitische Einstellungen im Laufe des deutsch-sowjetischen Krieges nicht abschwächten, sondern sogar noch zunahmen. Monate nach dem schockierenden Erlebnis im Minsker Wald erreichte die Familie Harshav die Kolchose Vjasovka, den Bestimmungsort ihrer Evakuierung an der russisch-kasachischen Grenze. Bei ihrer Ankunft habe die bäuerliche Bevölkerung die Familie sehr freundlich aufgenommen. Die Stimmung habe sich jedoch im Laufe des Krieges verändert. Zunehmend sei die jüdische

¹⁰⁵ Dabei handelt es sich um die pejorative russische Alternative zum neutralen еврей.

¹⁰⁶ Interview mit dem Verfasser im September 2013, New Haven, USA.

¹⁰⁷ Tagebucheintrag von Fayvel Vayner vom 23. September 1941, Dok. 85. In: Hoppe u. Glass, Verfolgung und Ermordung, S. 298.

¹⁰⁸ Tagebucheintrag von Fayvel Vayner vom 24. September 1941, Dok. 85. In: Hoppe u. Glass, Verfolgung und Ermordung, S. 298.

Familie Harshav in der Kolchose von Antisemitismus betroffen gewesen. So erinnert sich Harshav, dass sein Vater von einem Kolchosnik mit folgender Frage konfrontiert worden sei: „Man sagt, die Juden hätten Hörner. Können Sie mir Ihre Hörner zeigen?“¹⁰⁹ Mit ähnlichen Worten wurden Zev Katz und seine Mutter bei der Wohnungssuche in Semipalatinsk konfrontiert. Die beiden waren erleichtert, dass sie endlich ein Zimmer im Wohnhaus einer alten Kasachin gefunden hatten, die sie zuvor mit einem Paar polnischer Lederschuhe bestochen hatten. Außerdem mussten sie der neuen Vermieterin ihre polnischen Dokumente zeigen, die sie bei der Freilassung aus der Sondersiedlung erhalten hatten. Die alte Kasachin warf einen Blick auf die Bescheinigung und erwiderte erleichtert: „Good that you are Polish [...] and not Jews... I have never met any, but I have heard that they are from the devil.“¹¹⁰ Der in diesen und anderen Äußerungen zum Ausdruck kommende Antisemitismus – gleich, ob in seiner traditionellen oder modernen Form – bestärkte unter vielen jüdischen Flüchtlingen die Angst vor möglichen, gewalttätigen Ausschreitungen. Zwar habe Benjamin Harshav selbst keine gewalttätigen Vorfälle erlebt, doch habe er sich zunehmend bedroht gefühlt. Diese Bedrohung schien angesichts eines antisemitischen Graffitos (*Tötet die Juden, rettet Russland!*) an der Fassade seines Schulgebäudes durchaus begründet zu sein. Solche und ähnliche Ereignisse seien jedoch tabuisiert und geleugnet worden, erinnert sich Harshav. Denn als sich jüdische Bewohnerinnen der Kolchose über gezielten Vandalismus an ihrem Wohnhaus durch russische Jugendliche bei einem Regionalbeamten beschwerten, habe dieser lediglich geantwortet: „Wollen Sie sagen, dass es in der Sowjetunion Antisemitismus gibt? Dafür könnten Sie für acht Jahre ins Lager!“ Die Geschädigten verneinten dies, weshalb die Angelegenheit nicht weiter verfolgt worden sei.¹¹¹

Antisemitische Anfeindungen erlebten viele polnische Juden auch in Gestalt der Rede vom *Dienst an der Taschkent-Front*. Damit ist die Vorstellung gemeint, dass Juden sich mehrheitlich dem Dienst an der Front entzögen und auf diese Weise dem Kampf gegen die Deutschen schaden. Stattdessen hielten sie sich im sicheren Hinterland beziehungsweise symbolhaft in Taschkent auf.¹¹² Nach Ansicht von Rebecca Manley und Paul Stronski sei diese spezifische Form des Antisemitismus als ein Kriegsphänomen zu betrachten, welches sich vorrangig gegen westliche, das heißt aschkenasische Juden richtete, die in den Jahren 1941

109 Interview mit dem Verfasser im September 2013, New Haven, USA.

110 Katz, *From the Gestapo*, S. 84.

111 Interview mit dem Verfasser im September 2013, New Haven, USA.

112 Jerzy Gliksman bezeichnet den Stereotyp als einen wesentlichen Aspekt des sowjetischen Antisemitismus. YIVO, Gliksman, *Jewish Exiles*, Teil 3, S. 17.

und 1942 die Region erreichten.¹¹³ Der hohe Anteil von Juden unter den Evakuierten in einigen Großstädten schien die Evidenz des Stereotyps augenscheinlich zu bestätigen.¹¹⁴ So kommt Paul Stronski in seiner Analyse des usbekischen Antisemitismus zu dem Schluss, dass die antisemitischen Positionen vieler sowjetischer Einwohner lediglich Ausdruck ihres Unmuts über die hohe Zahl der in die Armee eingezogenen Angehörigen sei, während aus ihrer Sicht überproportional viele westlich-jüdische Flüchtlinge aus den annektierten Gebieten nach Taschkent gekommen seien.¹¹⁵ Dabei scheint es sich jedoch nur um eine unzureichende Erklärung des Stereotyps zu handeln. Hierfür sprechen zahlreiche Beispiele, in denen polnische, aber auch sowjetische Juden mit dem Vorwurf der jüdischen *Drückeberger* konfrontiert wurden.

Der sowjetisch-jüdische Rotarmist Grigory Pomerants berichtet in seinen Memoiren von einem Gespräch, das er mit einem verwundeten, sowjetischen Offizier führte. Dieser habe den Juden unterstellt, während des Krieges nicht an der Front gedient zu haben. Stattdessen habe die *Fünfte Ukrainische Front*, das heißt die Juden, Taschkent eingenommen.¹¹⁶ In Usbekistan wurde ein sowjetischer Evakuierter Zeuge, wie demobilisierte Soldaten Juden in ähnlicher Weise offen vorwarfen, dass diese

refused to participate in the war and that they sit in the rear in warm places... I was a witness to how Jews were thrown out of lines; even women were beaten up by legless cripples.¹¹⁷

113 Als Beleg für diese These führt Stronski an, dass zur selben Zeit bucharische Juden kaum Gewalt erfahren hätten. Stronski, Tashkent, S. 123. Auch Manley stellt eine Zunahme des populären Antisemitismus in der Sowjetunion während des Krieges fest. Manley, Tashkent Station, S. 232.

114 Der hohe Anteil von bis zu 60% Juden unter den sowjetischen Evakuierten in Taschkent schien die Rede von der Taschkent-Front augenscheinlich zu bestätigen. Manley, Tashkent Station, S. 231.

115 Stronski, Tashkent, S. 123.

116 Zitiert aus Polonsky, *The Jews*, Bd. 3, S. 586. Ähnliches beschreibt auch Perlov: Perlov nahm 1943 an einer Ausbildung für angehende Offiziere der Berling-Armee in Ashkabad teil. Seine Gruppe bestand aus usbekischen, tadschikischen, kirgisischen sowie ukrainischen und russischen Anwärtern, Perlov als einzigem Polen sowie einem jüdischen Leutnant als Ausbilder. Perlov beschreibt einige antisemitische Äußerungen seiner zentralasiatischen Armeekollegen, die ihn als Polen und nicht als Juden identifizierten. Diese erregten sich: „Here, in the hinterland, we let them fuss around, these Zhidovski officers. But at the front we won't wait for the Jerries; we'll let the zhid have a slug in the back of his head ourselves.“ Perlov, *Adventures*, S. 158–159.

117 Namenloser Schriftsteller. Zitiert aus Manley, Tashkent Station, S. 232.

Dass der Vorwurf des *Dienstes an der Taschkent-Front* weit verbreitet war, zeigen auch zwei zeitgenössische antisemitische Witze, die Zev Katz in seinen Memoiren wiedergibt: „A Jew needs a crooked gun, so that he can shoot while hiding behind the corner“, und: „Jews are fighting at the front ... of the bazaar.“¹¹⁸ Dass es nicht bei solchen Scherzen blieb, sondern der Stereotyp Gewalt motivierte und legitimierte, zeigt eine Episode, die Yitskhok Perlov in Stalinabad erlebte. Auf dem dortigen Basar wurde Perlov Zeuge eines antijüdischen Pogroms. Demnach griffen sowjetische Kriegsveteranen Juden gezielt tötlich an, „weil sie Juden waren“.¹¹⁹ Um die Kämpfenden habe sich ein Ring von Schaulustigen wie bei einem Boxkampf gebildet, schreibt Perlov:

This was literally a pogrom! A group of drunken, inflamed, disabled veterans were stomping about and swinging their crutches and canes at the heads of the ex-internees. The Jews were running around in a closed circle, seeking a means of escape, but there was no escaping. [...] The crowd [...] goaded the hooligans on like gladiators, like bullfighters, shouting: ‘Hit’em, brothers!’, ‘Kill’em, damn them’.¹²⁰

Plötzlich sei ein hochdekorierte sowjetischer Offizier aufgetaucht, der den Schlägern befahl aufzuhören. Als diese jedoch weiter auf die Juden einprügelten, habe der Offizier auf Jiddisch gerufen: „Juden, lasst das nicht zu! Schlagt zurück!“¹²¹ Die völlig überraschten Schläger wandten sich nun dem Offizier zu und begannen, diesen verächtlich zu befragen, an welcher Front er denn gekämpft habe: Tashkent oder Buchara? Bevor die Situation endgültig eskalieren konnte, wurde der Basar vom NKWD umstellt und geräumt.¹²²

Es bleibt festzuhalten, dass sich der sowjetische Antisemitismus gegenüber polnisch-jüdischen Flüchtlingen während des deutsch-sowjetischen Krieges in unterschiedlichen Ausprägungen zeigte. Erstens erlebten polnische Juden eine verstärkte Ablehnung in Folge des großen Konkurrenzdrucks um knappe Ressourcen in der Region. Die Ankunft einer gemäß ihrem Bevölkerungsanteil hohen Zahl von Juden unter den Evakuierten förderte zweitens die stereotype Rede vom *Dienst an der Taschkent-Front*. Polnische Juden sahen sich drittens mit Beleidigungen und Gewalt konfrontiert, die in einem in weiten Teilen der zentralasiatischen Bevölkerung verbreiteten Antisowjetismus wurzelten. Aus dieser Perspektive repräsentierten polnische Juden allein aufgrund ihres *westlichen* Aussehens die abgelehnten sowjetischen Kolonialherren. Viertens beschreiben viele polni-

¹¹⁸ Beide Zitate in: Katz, *From the Gestapo*, S. 107.

¹¹⁹ Perlov, *Adventures*, S. 125.

¹²⁰ Perlov, *Adventures*, S. 125.

¹²¹ Perlov, *Adventures*, S. 127.

¹²² Perlov, *Adventures*, S. 129.

sche Juden einen alltäglichen Antisemitismus, demzufolge Juden diskriminiert werden, weil sie als Fremde in der Sowjetunion imaginiert werden. Die konkreten Ursachen und Anlässe für antisemitisches Verhalten werden in Selbstzeugnissen der von Judenfeindschaft Betroffenen nur selten thematisiert. Stattdessen spricht aus vielen Berichten ein vager und verallgemeinernder Vorwurf, dass es in der Sowjetunion einen virulenten Antisemitismus gebe. Ob es sich im Einzelfall um ein Kriegsphänomen oder eine tief sitzende antisemitische Überzeugung handelte, konnten die temporären Exilanten nicht abschließend beurteilen.

Dass antisemitische Haltungen auch auf Widerrede seitens der Sowjetbürger stieß, zeigt eine von Shlomo Leser beschriebene Episode. Im März 1946 wurde Leser im Auftrag des Volkskommissariats für Landwirtschaft auf eine Dienstreise nach Kirgistan geschickt. Den Rückweg aus der abgelegenen Kolchose nach Osch legte er gemeinsam mit der sowjetischen Familie Kazantsew auf der Ladefläche eines LKWs zurück. Leser erinnert sich, dass er sich gut mit der Familie verstanden habe und dieser bewusst gewesen sei, dass er polnischer Jude war. Im Laufe der Reise nahm der Fahrer des LKWs zusätzliche Passagiere gegen Bezahlung auf. Einer von ihnen war ein demobilisierter sowjetischer Infanteriekapitän tatarischer Herkunft, über den Leser folgendes berichtet:

[T]he captain began speaking against the Jews, and how right were the Germans in handing them out what they deserved. To make his point, he added that all that he said fitted the Russian saying ‚there is none worse than the Jew‘. Before I could say anything I saw Kazantsev’s eyes narrow and heard him scanning out, ‚There’s none worse than the Tartar‘, the Russian proverb says. In a matter of a minute or two, the Tartar captain shouted to the driver to stop and got off, though we hadn’t reached Leninabad yet.¹²³

Die Episode lässt die Dimension eines alltäglichen Antisemitismus erahnen, indem sie die Existenz judenfeindlicher Einstellungen in Teilen der sowjetischen Bevölkerung Zentralasiens thematisiert und zugleich aufzeigt, dass es mutige Menschen gab, die sich solchen Äußerungen uneigennützig entgegenstellten. Um das Bild der Beziehungen polnisch-jüdischer Exilanten zu ihren sowjetischen Nachbarn zu vervollständigen, werden im folgenden Teil freundschaftliche Kontakte im Vordergrund stehen.

Die Beziehungen zwischen der einheimischen Bevölkerung und den polnisch-jüdischen Exilanten unterlagen zwischen den Jahren 1941 und 1946 zahlreichen Veränderungen. Nicht selten näherten sich beide Seiten im Laufe der Zeit einander an. Entscheidend für eine solche Verständigung war die Existenz verschiedener Begegnungsräume. Viele Neuankömmlinge mieteten Zimmer in

123 Leser, *Poems and Sketches*, Teil 1, S. 23–31.

den Wohnhäusern der Einheimischen, lebten in Kolchosen mit ihnen in Gemeinschaft und besuchten denselben Schulunterricht. Durch das Zusammenleben über mehrere Monate und zuweilen über Jahre wurden aus Fremden nicht selten Freunde oder zumindest Vertraute. Erzählungen von Annäherung, Respekt und Solidarität in Zeiten einer kriegsbedingten Krise bilden ein wichtiges Gegengewicht zu jenem Narrativ, dass die Zeit im sowjetischen Exil einhellig und undifferenziert als Periode des Leidens und des Konflikts mit den Einheimischen beschreibt. Insofern dient die Darstellung positiv erinnelter sozialer Beziehungen in der Fremde auch dem Zweck einer differenzierten Analyse der Exilerfahrung.

Eine gewisse Vertrautheit ergab sich mit fortschreitender Dauer des Exilaufenthaltes zwangsläufig aus der räumlichen Nähe als Nachbarn unter einem gemeinsamen Dach. Als sich die Versorgungssituation infolge des Krieges und des Bevölkerungszuwachses im Winter 1941/42 weiter verschärfte, sahen sich immer mehr Einheimische gezwungen, Wohnraum an Evakuierte und Flüchtlinge zu vermieten. In vielen Großstädten lebten folglich polnische Juden und Einheimische Tür an Tür. Larry Wenig, der überwiegend Negatives über das Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung Ferganas zu sagen hat, berichtet davon, dass seine Familie eines Tages zum Essen bei ihren usbekischen Vermietern und Nachbarn eingeladen wurde. Aus Sicht Wenigs habe sich seine Familie bemüht, die Gastfreundschaft ihrer Vermieter nicht zu beleidigen, weshalb sie sogar das nicht koschere Fleisch zu sich nahmen.¹²⁴ Simon Davidson war im Laufe weniger Monate zu einem respektierten Mitglied seiner Kolchose geworden. Seine Arbeit als Buchhalter führte er zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten aus und auch die anderen Kolchosniks sahen in ihm, so scherzt Davidson, „mindestens den Direktor des Ispolkom“¹²⁵. Auch seine Arbeit als Buchhalter wurde so sehr geschätzt, dass er Anfang 1942 von seinem Vorgesetzten im Landwirtschaftsministerium von Joškar-Ola den Auftrag erhielt, für einen außergewöhnlich guten Lohn von 16 Kilogramm Getreide die Buchhaltung in einer weiteren Kolchose zu übernehmen.¹²⁶ Wenige Monate später, am 1. Juni 1942 trat er eine neue Stelle als Ausbilder in der Landwirtschaftsabteilung des Ispolkom in Novyj Tor'jal an.¹²⁷ Dort oblag ihm in Vertretung der Regionalverwaltung Kolchosen zu besuchen, um die pünktliche Abgabe des Getreides sowie die Qualität der Buchhaltung zu kontrollieren. Diese sei, so Davidson, aufgrund einer hohen Analphabetenrate, fehlender Russischkenntnisse sowie der zunehmenden Mobilisierung für den Armeedienst im All-

¹²⁴ Wenig, *From Nazi Inferno*, S. 205, 246.

¹²⁵ Davidson, *War Years*, S. 164.

¹²⁶ Davidson, *War Years*, S. 151.

¹²⁷ Davidson, *War Years*, S. 160.

gemeinen eher minderwertig gewesen. Folglich übernahm Davidson auch die Aus- und Fortbildung junger Kolleginnen und Kollegen in den Grundlagen des Buchhaltens. Der neuerlich erhöhte Lohn in Form zusätzlicher Brot- und Getreiderationen ermöglichte seiner Familie ein wirtschaftlich gesichertes Leben.¹²⁸ Die Geschichte der Familie Davidson stellt eine seltene Erscheinung in der Erfahrungsgeschichte polnischer Juden in der Sowjetunion dar. Denn während die Mehrheit der Flüchtlinge und Evakuierten in Zentralasien und anderswo täglich ums physische Überleben kämpfen musste, gelang es Simon Davidson, durch Fleiß und Geschick als Buchhalter Karriere zu machen. Im Frühjahr 1943 nahm er das Angebot an, in die Landwirtschaftsbehörde nach Joškar-Ola zu wechseln, wodurch seine Zeit in der Kolchose zu einem Ende kam. Eine Aussicht, die das Ehepaar Davidson trotz des freundschaftlichen Umgangs mit den anderen Kolchosniks erfreute:

My wife shared my enthusiasm for leaving this dull life among simple peasants in a backward countryside and moving to the city. It would be ungrateful to complain about our fate so far but, after all, we were of a different world and could not spend our life as kolhozniks.¹²⁹

Der Abschied der Davidsons von den anderen Kolchosniks im Juni 1943 ist ein eindrücklicher Beleg für die Möglichkeit von Vertrauen und Kameradschaft, die viele polnische Juden in der Sowjetunion erlebten. Ein befreundeter Kolchosnik ließ der Familie zwei Anhänger für den Umzug ins 75 Kilometer entfernte Joškar-Ola. „We [...] left the kolhoz with the kolhozniks in our wake. They walked with us as far as the main tract and bid us a tearful ,goodbye‘.“¹³⁰

Als Mittler zwischen polnischen Juden und den Einheimischen erwiesen sich in vielen Fällen Kinder und Jugendliche als äußerst hilfreich. Beispielhaft sei hier die 15-jährige Pesia Taubenfeld genannt, die im Jahr 1946 über ihre anfängliche Skepsis gegenüber der designierten Exilheimat, dem usbekischen Buchara, schrieb:

Als wir uns [nach Freilassung aus dem Lager in Nordrussland, Anm. d. Verf.] Asien näherten, sahen wir die schwarzen Menschen mit ihren merkwürdigen Klamotten, welche uns verwunderten. Dort sah man Lehmhäuser. Es war sehr heiß und am Ende waren wir in Asien [...]. Wir waren verschmutzt und setzten uns mit unserem Gepäck auf den Bahnhof. Die Sonne brannte wie ein Feuer. Sprache und Menschen waren uns fremd.¹³¹

128 Davidson, *War Years*, S. 161.

129 Davidson, *War Years*, S. 166.

130 Davidson, *War Years*, S. 169–170.

131 YVA, Zeugnis von Taubenfeld.

Dies sollte sich jedoch kurz nach der Ankunft in Buchara ändern, denn Taubenfeld begann sofort, Usbekisch zu lernen und mit anderen Kindern zu kommunizieren.¹³² Ihre Sprachkenntnisse trugen dazu bei, die Distanz zu den zunächst noch fremden Einheimischen zu verringern. Die Bereitschaft zum Erlernen der jeweiligen Landessprache schien unter jungen Neuankömmlingen weit verbreitet zu sein. Neben dem Russischen, welches zumeist in der Schule gesprochen wurde, lernten viele Kinder und Jugendliche Usbekisch, Kasachisch und andere Sprachen. Die Vielsprachigkeit der Jugend thematisiert der jiddische Schriftsteller und Exilant Shloyme Vorzoger in seinem stark zionistisch gefärbten Gedicht *Vierjährig – fünfsprachig* aus dem Jahr 1947. Geschrieben in einem Lager für jüdische Displaced Persons im Nachkriegsdeutschland fasst der Autor nicht nur das Schicksal Zehntausender jüdischer Flüchtlingsfamilien zwischen Polen, der Sowjetunion und Palästina zusammen. Er beschreibt auch, mit welcher Selbstverständlichkeit die Kinder jener geflüchteten polnischen Juden mit den Einheimischen kommunizierten.

In Polen geboren – als Kleinkind
 Jiddisch zu sprechen gelernt
 „dzen dobli“ [sic!] – zu der Mutter schon gesagt
 „gut morgn“ dem alten Großväterchen
 [...]
 Versteht schon das Kind alle Wörter
 auf Russisch, antwortet frei
 ein Vergnügen es reden zu hören
 alt war das Kind nun drei.
 [...]
 Im glühenden Sand spielen dort Kinder
 nackt – mit schwarzen Zöpfen
 zusammen mit ihnen sitzt auch das Kind
 und plappert Kasachisch.
 [...]
 Vier Jahre war das Kind nun alt
 schon ein Jahr nach dem Krieg
 zur ersehnten alten Heimat
 fährt der Vater mit dem Kind.
 [...]
 Fleißig, fleißig, lern Kind
 dein Schicksal ist doch so,

132 Ab 1942 besuchte Pesia Taubenfeld die polnische Schule. Sie schreibt, innerhalb kurzer Zeit Usbekisch gelernt zu haben. YVA, Zeugnis von Taubenfeld.

es zählt schon „echad, schtajim“
und sagt schon – „toda raba“.¹³³

Die Kinder der Neuankömmlinge waren es auch, die am stärksten Mitgefühl und Solidarität seitens der Einheimischen hervorriefen. Insbesondere über die usbekische Bevölkerung existieren zahlreiche Beschreibungen von Hilfsbereitschaft und Großzügigkeit gegenüber den jungen Flüchtlingen.¹³⁴ Die uneigennützig Unterstützung usbekischer Frauen schildert der Schriftsteller Herman Taube in seinem Gedicht *The ‚Bieziency‘*. Taube ist überzeugt, dass viele der erkrankten und völlig ausgehungerten Kinder ohne diese Hilfe wohl nicht überlebt hätten. Das Gedicht beschreibt die Situation verarmter, halbnackter Flüchtlingskinder in Haqqulobod, die auf ihrer verzweifelten Suche nach Nahrungsresten aller Art auch sogar verschimmeltes Obst aßen. Im Gedicht heißt es über die geschwächten Kinder:

Many of them are ill with malaria,
But too weak to walk to the Clinic.
The only help in their misery is the
Friendliness of the local Uzbeks.

Women with paranja-covered faces
Bring leftover goods, yogurt, urug,
And raisins for the refugee children.
They say, ‚Salaam!‘ and disappear.¹³⁵

Junge Erwachsene konnten nach ihrem Schulabschluss ein Studium an einer sowjetischen Hochschule aufnehmen, wo der Austausch mit anderen Sowjetbürgern den Alltag bestimmte. Polnisch-jüdische Studierende, die über die sowjetische Staatsbürgerschaft verfügten, erhielten zumeist auch ein kleines Stipendium und ein kostenloses Zimmer im Wohnheim. Die dortigen Mehrbettzimmer beherbergten in der Regel zwei bis vier Studierende verschiedener ethnischer Herkunft.¹³⁶

Ein weiteres Indiz für die zunehmende Vertrautheit sind intime Beziehungen zwischen polnischen Juden und sowjetischen Frauen.¹³⁷ In vielen Fällen schien

¹³³ Zitiert aus Lewinsky, *Displaced Poets*, S. 179.

¹³⁴ Besonders stark propagandistisch aufgeladen wurde in der regionalen Presse die Adoption von evakuierten Waisenkindern durch usbekische Familien. Manley, *Tashkent Station*, S. 223.

¹³⁵ Taube, *Looking back*, S. 46–47.

¹³⁶ Siehe etwa Beschreibung seines Zimmers und der Bewohner bei Ginsburg, *Wayfarer*, S. 54.

¹³⁷ Einen wichtigen Grund hierfür sieht Shlomo Leser in dem kriegsbedingten Mangel an Männern. Nur wenige polnisch-jüdische Frauen hätten hingegen sexuelle Kontakte mit der ein-

die ethnische oder nationale Herkunft bei der Partnerwahl schlichtweg keine Rolle für junge Flüchtlinge und Einheimische gespielt zu haben.¹³⁸ Am Arbeitsplatz, in der Universität oder in der Freizeit kam es zu romantischen Begegnungen, wie sie etwa Herman Taube festhielt. In seinem Gedicht *Eva* erzählt Taube von der Liebesbeziehung zu einer evakuierten jüdischen Ukrainerin, die mit Mutter und Schwester im usbekischen Kyzyl Kischlak lebte. Die titelgebende Eva arbeitete als Buchhalterin bei der Bank und war ein angesehenes Mitglied des Komsomol, während Taube in einer Malariaklinik arbeitete und Medizin in die umliegenden Kolchosen transportierte. Sie sangen jiddische Lieder zusammen und verbrachten glückliche Monate, bis Taube im Jahr 1943 zur Berling-Armee eingezogen wurde. Ihre gemeinsame Zeit im usbekischen Exil fasst Taube im Gedicht folgendermaßen zusammen:

Naked I arrived in Uzbekistan, and
Naked, alone, I returned to Poland.
But Eva still lives in my memory.
I often dream of our Uzbek nights.¹³⁹

Mit einer ähnlichen Selbstverständlichkeit schildert auch Zev Katz den Sommer des Jahres 1943, in dem er und seine beiden Brüder einheimische Mädchen beim Tanzen im städtischen Park kennenlernten und erst spät in der Nacht nach Hause zurückkehrten.¹⁴⁰ Intime Beziehungen zwischen polnischen Juden und der sowjetischen Bevölkerung werden in zahlreichen Selbstzeugnissen selbstverständlich erwähnt, ohne jedoch im Zentrum der Erzählung zu stehen. Sie ergänzen damit die Erzählungen über das sowjetische Exil um einen Aspekt, der nicht von psychischen und körperlichen Leiden handelt. Insbesondere für diejenigen Flüchtlinge, die als Jugendliche und junge Erwachsene nach Zentralasien gekommen waren, gehörten Liebesbeziehungen zum Alltag des Exils. Vor allem männliche Zeugen, wie Herman Taube oder Zev Katz, sprechen offen und mit Selbstverständlichkeit von der Möglichkeit romantischer Kontakte in der Ferne. Dabei scheint es kaum eine Rolle gespielt zu haben, ob es sich bei den Partnerinnen und Partnern um Juden, Exilanten oder nichtjüdische Einheimische handelte. Von intimen Verhältnissen mit der muslimischen Bevölkerung ist al-

heimischen männlichen Bevölkerung gepflegt. Sexuelle Kontakte zwischen Juden und Muslimen habe es nach Ansicht Lesers nicht gegeben. Leser, *Jewish World War II Refugees*, S. 3.

138 So berichtet Perry Leon über seinen Freund J. Rosanowski. USHMM, Leon, Perry Leon Story, S. 5–6.

139 Taube, *Looking back*, S. 89–90.

140 Katz, *From the Gestapo*, S. 102.

lerdings nur im Zusammenhang mit Prostitution die Rede. Diese beobachtete Yitskhok Perlov, als er im Sommer 1942 gemeinsam mit drei Polen einen Frachttransport mit Hilfsgütern der polnischen Botschaft von Aschchabad nach Samarkand begleitete. Unterwegs seien er und seine Kollegen wiederholt von einheimischen Frauen offen angesprochen worden, ob sie Lebensmittel gegen sexuelle Dienstleistungen eintauschen wollten. In seinem autobiografischen Roman schildert Perlov eine Episode, in der die vier Reisenden eindeutige Angebote von einer Gruppe turkmenischer Frauen erhielten, die an den Gleisen auf vorbeifahrende Züge warteten.

Half-naked Turkomen women would also come out. Their bare arms and breasts, the color of dark leather, were adorned with innumerable tin bracelets, lockets and colored stones. They swung their hips, waved their arms, shook their breasts, and the tinkets tinkled like the bells on a camel's neck. They would laugh, revealing their yellow teeth, wink lustfully with their wine-colored eyes and mumble four or five words in garbled Russian: [...] You give me to eat. I give you love.¹⁴¹

Perlovs Begleiter hatten die Regeln dieses Geschäftes inzwischen verstanden und bezahlten die Frauen für ihre Dienste mit Reis.¹⁴² Aus den gesichteten Zeugnissen entsteht der Eindruck einer relativen Selbstverständlichkeit romantischer und/oder intimer Beziehungen zwischen polnisch-jüdischen Flüchtlingen und Einheimischen. Weder der ferne Krieg noch die Lebensbedingungen des Exils konnten diese verhindern. Im Gegenteil, die spezifischen Bedingungen einer extrem heterogenen Bevölkerungszusammensetzung in Zentralasien förderten die Entstehung intimer Kontakte. Nicht zuletzt die Tatsache, dass schätzungsweise einige Tausend sowjetische Juden als Ehepartner polnischer Juden im Zuge der Repatriierung 1946 die Sowjetunion in Richtung Polen verließen, spricht für die Existenz intensiver Kontakte zwischen europäischen Exilanten und Einheimischen in Zentralasien.¹⁴³

5.4 Kontakte zwischen polnischen und sowjetischen Juden

Eine wichtige Position als Vermittler, Helfer und Glaubensbrüder nahmen die in Zentralasien lebenden sowjetischen Juden ein, von denen in zahlreichen Selbst-

¹⁴¹ Perlov, *Adventures*, S. 116.

¹⁴² Perlov, *Adventures*, S. 117.

¹⁴³ YIVO, Gliksman, *Jewish Exiles*, Teil 3, S. 17.

zeugnissen polnischer Juden berichtet wird. Der Kontakt zwischen jüdischen Exilanten und sowjetischen Juden war nur selten von langer Dauer.¹⁴⁴ Für gewöhnlich begegneten die beiden Gruppen einander nur sporadisch, manchmal auch nur einmalig, tauschten sich beiläufig aus, häufig in der gemeinsamen Sprache, dem Jiddischen. In Kapitel 2 wurden bereits die vereinzelt privaten Treffen sowjetisch-jüdischer Rotarmisten in den Wohnhäusern der besetzten polnisch-jüdischen Bevölkerung thematisiert. Auch für die Begegnungen im Inneren der Sowjetunion gilt, dass viele sowjetische Juden gern die Gelegenheit ergriffen, sich mit ausländischen Juden auszutauschen und diese zu unterstützen. Gemeinsam mit ihren sowjetischen Glaubensbrüdern begingen polnische Juden den Sabbatgottesdienst oder die Hohen Feiertage. Da ein solches Verhalten sehr risikoreich war, brauchte es starkes gegenseitiges Vertrauen, um den Glauben in der Sowjetunion gemeinsam zu leben. Aus Sicht der polnischen Juden war das jüdische Leben in der Sowjetunion schon schwer von den Folgen der jahrzehntelangen Säkularisierungspolitik gezeichnet. Für die Zukunft verheißte dies nichts Gutes, schlussfolgert Jerzy Gliksman in seinem Erfahrungsbericht über jüdisches Leben in der UdSSR. Seiner Ansicht nach habe der seit der Oktoberrevolution 1917 andauernde, staatlich sanktionierte Kampf gegen die Religion das öffentliche jüdische Leben fast vollständig zum Erliegen gebracht. Insbesondere junge Juden hätten sich bereits weit von ihrem Glauben entfernt.¹⁴⁵ Im Unterschied zur stark assimilierten Jugend war der Anteil praktizierender Juden unter der älteren Generation dagegen deutlich höher. Sie waren auch die treibende Kraft bei der Durchführung gemeinsamer klandestiner Gottesdienste mit den europäischen Juden in Privaträumen. Häufiger erwähnt werden etwa usbekische Juden aus Buchara und Orthodoxe unter jüdischen Veteranen der Roten Armee. Der Flüchtling Bernard Ginsburg beschreibt in seinen Erinnerungen, wie er einmal gemeinsam mit anderen polnischen Juden in einem Privathaus in Buchara einen Gottesdienst zu Rosch Haschana besuchte. Etwa 70 bis 80 Gläubige hätten sich in der kleinen Wohnung zum Gebet versammelt. Für Ginsburg stellte dieser Gottesdienst auch ein Zusammentreffen unterschiedlicher jüdischer Kulturen dar:

Having that celebration—in that setting where an assembly of Jews of diverse backgrounds, culture, traditions, and appearance, had gathered for observance of the Jewish New Year—was a warm collaborative experience. The blend of dark-skinned Bukhara Jews with their fair-skinned brethren from several European countries seemed incongruous at first. The for-

144 Darauf wies in seiner Untersuchung über polnisch-jüdische Kommunisten in der Sowjetunion bereits Jaff Schatz hin. Demnach seien die gegenseitigen Kontakte sporadischer und häufig gleichgültiger Natur gewesen. Schatz, *The Generation*, S. 173.

145 YIVO, Gliksman, *Jewish Exiles*, Teil 3, S. 15–16.

mat of the service consisted mainly of a responsive reading without a cantor. The 'oriental' chant and Hebrew pronunciation of the Bukhara Jews was strikingly different from the Ashkenazi European ritual, and it created a somewhat surrealistic aura.¹⁴⁶

Auch in anderen usbekischen Großstädten wie Taschkent und Samarkand wurden polnische Juden in ihrer Religionsausübung von der einheimischen jüdischen Bevölkerung unterstützt. Religiöse Juden aus beiden Gruppen formten etwa den Minjan für gemeinsame Gebete. In Taschkent gab es auch getrennt durchgeführte Gottesdienste, die jedoch in Örtlichkeiten der einheimischen jüdischen Gemeinde stattfanden.¹⁴⁷ Im kasachischen Dschambul war eine hohe Zahl polnischer Rabbiner konzentriert, die dort eigenständig eine Jeschiwa für 20 Jugendliche, eine Talmud-Tora-Schule für 70 Kinder, eine Mikwe und ein rabbinisches Gericht betrieben. Auch im usbekischen Samarkand funktionierte eine Untergrund-Jeschiwa, die von polnischen Juden besucht wurde.¹⁴⁸ Die gemeinschaftliche Ausübung der Religion erforderte neben der Unterstützung der örtlichen Gemeinde auch großen Mut. Zev Katz begründet die Bereitschaft seiner Familie, das Risiko einer Verhaftung durch den NKWD einzugehen, mit einer Trothaltung: „As the Soviets tried to coerce us into acting contrary to our custom, we reacted by upholding it in clandestine ways.“¹⁴⁹ Folglich suchten und fanden sie Wege in Semipalatinsk, den Sabbat und die Hohen Feiertage in Gesellschaft anderer Juden in Privatwohnungen zu verbringen.¹⁵⁰ Die ausgewerteten Selbstzeugnisse legen den Eindruck nahe, dass es auch im Alltag zahlreiche Fälle gab, in denen sich die einheimischen Juden mit den westlichen Glaubensbrüdern solidarisch zeigten, ihnen Vertrauen schenkten und ad hoc Hilfe leisteten. Der vielfach geäußerte Gedanke eines gemeinsamen Schicksals erwies sich dabei häufig als treibende Kraft in den Begegnungen zwischen polnischen und einheimischen Juden im Alltag. Das Spektrum alltäglicher Kontakte umfasst den Arbeitsplatz ebenso wie die Warteschlange vor der Bäckerei, den Basar oder den gemeinsamen Dienst in der Roten Armee. Viele polnische Juden berichten einhellig davon, dass die auf Jiddisch gestellte Frage *a yid?* viele Türen geöffnet habe, die ihnen ansonsten wohl verschlossen geblieben wären. Shlomo Leser etwa löste seine Lebensmittelmarken stets in einem kleinen Geschäft im kirgisischen Osch ein. Der jüdische Inhaber fragte ihn eines Tages: „A yid?“, und behandelte ihn anschließend bevorzugt bei der Vergabe der heiß begehrten Süßwaren, die Leser wiederum mit großem Profit

¹⁴⁶ Ginsburg, Wayfarer, S. 44.

¹⁴⁷ Leser, Jewish World War II Refugees, S. 6.

¹⁴⁸ Litvak, Jewish refugees, S. 144.

¹⁴⁹ Katz, From the Gestapo, S. 212.

¹⁵⁰ Katz, From the Gestapo, S. 212.

auf dem Basar verkaufte. Der Inhaber des Süßwarengeschäfts sei nicht der einzige gewesen, der Leser fragte, ob er Jude sei und ihm anschließend seine Hilfe angeboten habe.¹⁵¹

5.5 Kapitelfazit

Die hohe Zahl polnisch-jüdischer Flüchtlinge in den zentralasiatischen Republiken erschwert allgemeine Aussagen über komplexe Beziehungsgeflechte in einem Zeitraum von circa fünf Jahren. Aus diesem Grund erscheint es sinnvoll, die vielfältigen Beziehungen zwischen Einheimischen und polnisch-jüdischen Flüchtlingen eher als ein breites Spektrum an Kontaktzonen aufzufassen, in denen die beiden Gruppen einander begegneten. In Bezug auf die Qualität dieser Kontakte lässt sich eine Entwicklung nachvollziehen. Anfänglich dominieren Schilderungen von Fremdheitserfahrungen und Diskriminierung im Kontakt mit der zentralasiatischen Bevölkerung. Nicht selten berichten polnische Juden aus der Perspektive ihrer Eigenwahrnehmung als westliche, moderne und zivilisierte Staatsbürger, die vor Ort auf fremde, rückständige und kaum zivilisierte Menschen treffen. Solche Beschreibungen behandeln die Einheimischen vorrangig als exotische und zugleich in vielen alltäglichen Lebensbereichen notwendige Partner, etwa als Vermieter oder Mitbewohner, als Handelspartner auf dem Basar oder als Arbeitskollegen. Aus dieser Perspektive verhinderten die unterschiedliche Herkunft, fehlende Sprachkenntnisse und divergierende Zukunftsansichten, aber auch der in Teilen der zentralasiatischen Bevölkerung verbreitete Antisemitismus in vielen Fällen den Aufbau nachhaltiger und von gegenseitigem Vertrauen geprägter Beziehungen zwischen polnischen Juden und den sowjetischen Einheimischen. In diesem Kontext ist erneut festzustellen, dass die Erfahrungen polnischer Juden mit der einheimischen Bevölkerung denen der sowjetischen Evakuierten in Zentralasien ähnelten.¹⁵²

Am anderen Ende des Spektrums stehen Schilderungen von Beziehungen, die sich im Laufe des mehrjährigen Aufenthaltes in Zentralasien verfestigten. Vertrauen aufzubauen, erforderte Zeit und nicht zuletzt regelmäßigen Kontakt, etwa durch gemeinsames Wohnen, Arbeiten oder Lernen. Auch das Erlernen der je-

¹⁵¹ Leser, *Jewish World War II Refugees*, S. 4; Leser, *Poems and Sketches*, Teil 2, S. 2–3.

¹⁵² Am Beispiel Taschkents beschreibt Rebecca Manley ein vergleichbares Beziehungsgeflecht zwischen einheimischen Usbeken und sowjetischen Evakuierten. Während einige von einem sehr engen und freundschaftlichen Verhältnis zu ihren Vermietern sprechen, beschwerten sich andere über den offenen Hass oder die Gleichgültigkeit ihnen gegenüber. Manley, *Tashkent Station*, S. 228–229.

weiligen Landessprachen erforderte Zeit und ein hohes Maß an Bereitschaft zum Kontakt. Wenig überraschend erscheint letztere unter Kindern und Jugendlichen stärker verbreitet gewesen zu sein als bei vielen Erwachsenen. Junge Menschen trafen in Schulen und später auch an Universitäten auf die einheimische Bevölkerung und hatten daher viel häufiger Gelegenheit zum Austausch als viele Erwachsene, deren Kommunikation mit den Einheimischen sich nicht selten auf wenige Worte beschränkte. Es überrascht daher aus dieser Perspektive kaum, dass der Kontakt zwischen polnisch-jüdischen Erwachsenen und Einheimischen in zahlreichen Selbstzeugnissen als oberflächlich und zuweilen auch als feindselig beschrieben wird. Fehlende Sprachkenntnisse verhinderten den Aufbau nachhaltiger Kontakte und vertieften in vielen Fällen die bestehenden kulturellen und religiösen Gräben. Zusammenfassend lässt sich jedoch die Tendenz beobachten, dass viele polnische Juden in ihren Selbstzeugnissen auf positive Aspekte im Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung eingehen und diese in vielen Fällen auch als charakteristisch für die gesamte Zeit ihres Aufenthaltes in Zentralasien verstehen.